

Antimuslimischer Rassismus

Ausgabe Nr. 1, 14. April 2011



Das Bild zeigt die Khadija-Moschee in Berlin-Heinersdorf während der Bauphase. Laut der Berliner Opferberatungsstelle [ReachOut](#) wurden während der Grundsteinlegung am 2.1.2007 drei Teilnehmer_innen von Anhängern der *Interessensgemeinschaft Pankow-Heinersdorfer Bürger (IPAHB)* bedrängt und geschlagen. Dies ist nur ein Beispiel, wie sich antimuslimischer Rassismus ausdrücken kann. Weniger um den Ausdruck, sondern mehr um die Inhalte dieser Form des Rassismus wird es schwerpunktmäßig in dieser Ausgabe gehen. Zu Beginn wollen wir mit der Broschüre von ReachOut den Fokus auf Möglichkeiten der Interventionen richten. Laut der Rezensentin Regina Wamper sei in [Rassistische Verhältnisse](#) Rassismuskritik „deutlich, offensiv und klug“ zu finden. Solche Kritik ist dringend nötig, ruft man sich in Erinnerung, wie ein Sozialdemokrat und Bundesbanker letztes Jahr mit der Verkündung von [Deutschlands Abschaffung](#) erfolgreich einen „Bauchladen der Ausgrenzungsdiskurse“ feilbot, den Sebastian Friedrich und Hannah Schultes in ihrer Rezension näher analysieren. FAZ-Feuilletonchef Patrick Bahners hingegen zog sich mit seiner Kritik an der „Islamkritik“ in [Die Panikmacher](#) den Zorn des eigenen konservativen Lagers zu, was Thomas Wagner in seiner Besprechung als Ausdruck der Gespaltenheit des Bürgertums interpretiert. Auf die Existenz eines [Feindbild Moslem](#) machte Kay Sokolowsky bereits 2009 aufmerksam und wird von Rezensent Sebastian Friedrich für diesen Verdienst, gute Recherche und Lesbarkeit gelobt. Einblick in die wissenschaftliche

Diskussionen über das Thema antimuslimischer Rassismus bieten die Rezensionen von Michael Lausberg und Hannah Schultes zu den Sammelbänden [Islamophobie in Österreich](#) und [Islamfeindlichkeit – Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen](#). Als zweifelhafte Abgrenzung betrachtet Sebastian Friedrich in seiner Analyse von Udo Ulfkottes [Vorsicht Bürgerkrieg](#) die Unterscheidung zwischen Rechtspopulismus und Rechts“extrem“ismus. Auch die Vorschläge bezüglich Datenschutz und Bildungspolitik in Kirsten Heisigs Bestseller [Das Ende der Geduld](#) sind nach Meinung von Fritz Güde sehr kritikwürdig.

In den anderen beiden Besprechungen geht es um Widerstände. Thomas Trüten empfiehlt den neu aufgelegten Roman [Die Monkey Wrench Gang](#) als „lesenswerte und inspirierende Anleitung dafür, wie man im wahrsten Sinne des Wortes Sand ins Getriebe streuen kann“. Eine andere Form des Widerstands – wenn auch zu ganz anderen Bedingungen – wird in [Jeder stirbt für sich allein](#) von Hans Fallada dargestellt. Dieses ebenfalls neu aufgelegte Werk aus dem Jahr 1947 wird momentan in den bürgerlichen Feuilletons begeistert gefeiert. Fritz Güde findet es „als Lebenszeugnis unvergesslich“, auch wenn es politisch zu kritisieren ist.

Abschließend sei noch nochmals auf unseren Newsletter hingewiesen. Wer immer rechtzeitig über die neuesten Ausgaben per Mail informiert werden will, sollte sich unbedingt mit Email-Adresse bei unserem Newsletter anmelden (siehe Spalte rechts). Wir wünschen viel Spaß beim (kritischen) Lesen!

Kritische Reflexionen



ReachOut (Hg.)

Rassistische Verhältnisse

Ausblicke - Tendenzen - Positionen

Fast pünktlich zum zehnjährigen Jubiläum veröffentlichte ReachOut – Opferberatung und Bildung gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus eine abwechslungsreiche und überaus lesenswerte Broschüre.

Rezensiert von [Regina Wamper](#)

Wie Delal Atmaca im Vorwort zu Recht bemerkt, ist ein zehnjähriges Jubiläum der Berliner Opferberatungsstelle kein Grund zu grenzenloser Freude, denn gäbe „es keine rechte, keine rassistische, keine antisemitische Gewalt, dann bräuchte es ReachOut gar nicht“ (S. 4). Aber – und auch da hat Atmaca recht, solange es Rassismus gibt, solange muss es auch Opferberatung geben, solange muss es Orte geben, an denen die Perspektive der Betroffenen in den Mittelpunkt gerückt wird. Und so kommen in der Publikation etliche Menschen zu Wort, direkt oder indirekt, die Betroffene rassistischer Gewalt wurden. Maria Joao Portugal schildert einen Angriff in einer S-Bahn und einen anderen in Berlin-Spandau, Berliner Stadtteilmütter sprechen zu Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismus und zwei „Fälle“ rassistisch motivierter Polizeigewalt werden vorgestellt.

Die Broschüre umfasst neben eben diesen Opferperspektiven, also neben etlichen Schilderungen von rassistischer Gewalt und Ausgrenzung eine Reihe von Artikeln rund ums Thema Rassismus. Yasemin Shooman verdeutlicht in „’Kultur’ statt ‚Rasse‘“ das Phänomen des antimuslimischen Rassismus und führt pointiert aus, dass inzwischen das Merkmal „Kultur“ zur Grenzziehung zwischen Eigenem und Fremdem dient (vgl. S. 19). Manchmal, so Shooman, werde Rassismus via emanzipativer Diskurse vermittelt, beispielsweise wenn er mit dem Thema Frauenrechte verbunden wird. Es gelte also genau

hinzuschauen, „wenn Menschenrechte ins Feld geführt werden, um die Ablehnung einer Gruppe als Kollektiv zu legitimieren.“ (S. 20) Koray Yilmaz-Günay schaut genau hin und analysiert in dem Artikel „Frauen und Homosexuelle im Clash of Civilizations“ die Diskursverschränkungen zwischen Rassismus und Sexismus/Homophobie. Yilmaz-Günay zeigt auf, wie diese Verschränkungen bis hin zur Legitimation von Krieg führen können. Dass aber die immanente Selbstzuschreibung von Deutschland als antisexistisch mit der faktischen Wirklichkeit nicht viel zu tun hat, auch das wird benannt, also die „Tendenz, benachteiligte Gruppen gegeneinander in Stellung zu bringen, um mit kleinen Zugeständnissen das große Ganze bestehen zu lassen.“ (S. 33) Es müsse, so Koray Yilmaz-Günay, darum gehen, „gemeinsam gegen Diskriminierung vorzugehen, ohne sich in eine ‚Opfer-Konkurrenz‘ zu begeben. (...) Die Überwindung von Sexismus und Homophobie kann sinnvoll nur als antirassistischer Kampf geführt werden.“ (S. 33)

Wie versucht wird, Betroffene zu Täter_innen und eine *weiße* Mehrheitsgesellschaft zu Opfern umzudefinieren, das zeigt Sebastian Friedrich in dem ausgezeichneten Artikel „Spiele(nd) ernst nehmen! Zum Eliten-Rassismus und dessen Funktion“ auf. Während der jüngsten Integrations-Debatte wurde wenig bis gar nicht über Rassismus und stattdessen über die „Ängste der *weißen* Bevölkerung“ (S. 25) gesprochen. Dass hier „Rassismus als Folge von Angst verharmlost wird“ (ebd.) ist eine Sache. Die andere ist das damit verbundene „Selbstbild von Teilen der Elite“ (ebd.). Beides benennt Friedrich und führt folgend die Funktionen von Eliten-Rassismus aus. Neben der Feindbildproduktion durch die Konstruktion von Sicherheitsdefiziten besteht eine andere Funktion in der Spaltung von Protestpotential. Zuletzt, so beschreibt es der Autor, geht es um die „Ethnisierung des Sozialen“, die Hand in Hand geht mit „dem verbreiteten Wunsch der Eliten nach der zunehmenden Ökonomisierung des Sozialen.“ (S. 28)

Auch Biplab Basu beschreibt Formen des Rassismus, die meist in der öffentlichen Wahrnehmung nicht als Teil des Problems gesehen werden. „All das geschieht fast unbemerkt. Friedlich“, so bringt es der Titel auf den Punkt. Es geht hier um institutionellen Rassismus, um Rassismus der Polizei, um Rassismus in Strafanstalten, um den Rassismus in den Medien. Diese Institutionen wirken, so Basu, besonders machtvoll in ihrer „willigen Beteiligung an der Lösung des sogenannten Problems ‚Migration‘.“ (S. 39) Was

gegen solch machtvolle Institutionen getan werden kann, zeigt der Artikel „KOP. Die Kampagne für Opfer rassistisch motivierter Polizeigewalt stellt sich vor“ exemplarisch auf. Es gilt mit verschiedenen Hilfsangeboten an Betroffene „eine Normalität zu durchbrechen.“ (S. 45) Und so stellt sich KOP gegen die „von Seiten der politisch Verantwortlichen vertretenen ‚Schwarzen Schafe‘ und ‚Einzelfall‘-Thesen, wonach rassistisch motivierte Polizeiübergriffe eine Ausnahme darstellen, die von einigen wenigen Ausnahmepolizisten verübt werden.“ (ebd.) Neben KOP stellt sich die Psychologische Beratung für Opfer rechtsextremer, rassistischer und antisemitischer Gewalt vor, denn für Betroffene dauert ein Übergriff länger als der konkrete Akt. Hier geht es um psychologische Krisenintervention und Traumatherapie. Informationen für Lehrer_innen und Eltern über rassistisches Mobbing in der Schule ergänzen einen Artikel von Sanchita Basu, die sich gegen die Bagatellisierung von rassistischem Mobbing an Schulen richtet und für einen verstärkten Dialog diesbezüglich eintritt.

Timo Lange wendet sich in dem Artikel „Hate Crime“ gegen das Konzept der Hasskriminalität, das u.a. auch vom BKA herangezogen wird um Statistiken über rassistische Straftaten aufzustellen. Er kritisiert einleuchtend, dass bei diesem Konzept die „überindividuelle, gesellschaftliche Dimension von Rassismus oder Homophobie“ verloren gehe. Somit trage die Kategorie Hasskriminalität zur Entpolitisierung rassistischer Gewalt bei. Es geht darum, und das geht aus allen Artikeln evident hervor, Rassismus und andere Ausgrenzungsmechanismen als strukturelle Probleme wahrzunehmen und Machtbeziehungen in die Analyse mit einzubeziehen.

Gut, dass es ReachOut gibt, gut, dass Rassismuskritik so deutlich, offensiv und klug wie in dieser Broschüre vermittelt wird – gerade auch in einer Zeit, in der Extremismusquatsch, Bekenntniszwang und Generalverdacht denen die Arbeit schwer macht, die Rassismus entgegenwirken.

**

Die Broschüre ist [online verfügbar](#).

ReachOut (Hg.) 2010:

Rassistische Verhältnisse. Ausblicke - Tendenzen - Positionen.

57 Seiten.

Zitathinweis: Regina Wamper: Kritische Reflexionen. Erschienen in: . URL:
<https://kritisch-lesen.de/s/ZfAmU>.

Bauchladen der Ausgrenzungsdiskurse



Thilo Sarrazin

Deutschland schafft sich ab
Wie wir unser Land aufs Spiel setzen

Viel (zu viel) wurde über das Scheißbuch eines vermeintlichen Tabubrechers gesagt und geschrieben – wir wagen trotzdem mit ein bisschen Abstand nochmal einen Blick.

Rezensiert von [Hannah Schultes](#) und [Sebastian Friedrich](#)

Im letzten August entzündete sich eine nicht enden wollende Debatte anhand der Veröffentlichung eines Buches namens *Deutschland schafft sich ab* (DSSA) des ehemaligen Berliner Finanzsenators Thilo Sarrazin (Thilo S.). Häufig war im Laufe der Debatte vom „Tabubrecher“ Sarrazin die Rede. Doch ob es sich schlicht um Tabubrüche handelt, kann bezweifelt werden, denn Thilo S. erschuf keineswegs „neue Diskurse“, sondern schöpfte aus dem reichhaltigen Angebot der vorhandenen ausgrenzenden Diskurse.

Betrachtet man die ersten Rezensionen in bürgerlichen Tageszeitungen, scheinen diese nicht wirklich zu der Debatte passen zu wollen, die sich danach entwickelte. Die *tageszeitung (taz)* polemisierte am 24.8. gegen die „Alarmiertheit Thilo Sarrazin“, der befürchte, „dass wir alle aussterben und durch Kopftuchträgerinnen ersetzt werden“. Auf der Online-Seite der *Süddeutschen Zeitung (SZ)* wurde am 29.8. in ähnlicher Weise unter dem Titel „Alle mal herhören: Das Ende naht“ über den apokalyptischen Charakter der in DSSA beschriebenen Szenarien gespottet, während die *Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)* am 26.8. die Rezension mit „So wird Deutschland dumm“ übertitelte, um das Werk schließlich als „antimuslimisches Dossier auf

genetischer Grundlage“ zu bezeichnen. Von vielen auch hegemonialen Medien wurde Thilo S. für seine Thesen zunächst kritisiert oder lächerlich gemacht. Dennoch nahmen sich alle der genannten Zeitungen der von Thilo S. vorgegebenen Themen an, berichteten ausführlich und ergriffen teilweise für ihn Partei. Wir wollen uns daher nicht darauf konzentrieren, Thilo S. zu widerlegen oder ihn des Rassismus zu überführen, sondern das thematische Umfeld zeigen, in dem *DSSA* zum meistverkauften Sachbuch nach 1945 werden konnte. Uns interessiert weniger, *warum* Thilo S. dieses oder jenes sagt, sondern vielmehr, *was* aus Thilo S. spricht.

“Deutschland schafft sich ab“

Aufgrund der breiten Rezeption des Buches, zu der wesentlich eine Medienkampagne mit parallelen Vorabveröffentlichungen von *SPIEGEL* und *BILD* beitrug, war die erste Auflage des Buchs bereits vor dem offiziellen Erscheinen vergriffen. Was sich in den folgenden Monaten abspielte wurde je nach Phase und Sprecher_in als „Sarrazin-Debatte“, „Islam-Debatte“, „Integrations-Debatte“, etc. bezeichnet. Diese Begriffe treffen den Kern der Debatte(n) unserer Auffassung nach nicht. Entweder wird fälschlicherweise die Person „Sarrazin“ in den Vordergrund gestellt, die Debatte auf eine „Religionsdebatte“ reduziert oder der Begriff Integration (mal wieder) verwendet, wenn es um repressive Maßnahmen geht, die häufig einseitig eine Bringschuld von (Post-)Migrant_innen hervorhebt.

Wir glauben, dass vier Oberthemen im Zentrum der Debatte standen: Leistung, Einwanderung, Islam und Demografie, die zusammengenommen zu einer *LEID-Debatte* führten. Die mit diesen Themen korrespondierenden Diskurse, die wir ausgemacht haben, sind: der Leistungsdiskurs bzw. der neoliberale Ökonomiediskurs, der Einwanderungsdiskurs samt repressivem Gerede um Integration, das Themenfeld Islam und dem damit verbundenen „Kultur-“ bzw. Religionsdiskurs und der demographische Wandel bzw. der Bevölkerungsdiskurs im Allgemeinen. Ebenso gut könnte sie als LEIT-Debatte bezeichnet werden, die durch das Spektakel mit seinem Protagonisten Thilo S. die Formen der viel zitierten „Leitkultur“ deutlich werden lässt.

Das Buch ist klar strukturiert: Einleitung, zwei Kapitel zum „historischen Abriss“ und „Staat und Gesellschaft“ und schließlich „eine

Bestandsaufnahme“, in der „Zeichen des Verfalls“ aufgezeigt werden. Nach der Behandlung der Themen „Armut und Ungleichheit“, „Arbeit und Politik“, „Bildung und Gerechtigkeit“, „Zuwanderung und Migration“ und „Demografie und Bevölkerungspolitik“ folgt das letzte Kapitel, das zwei Szenarien beschreibt, wie „Deutschland in 100 Jahren“ nach Meinung des Autors im besten oder eben schlechtesten Fall aussehen könnte. Anstatt jedoch das Buch anhand dieser „offiziellen“ Gliederung abzuhandeln stellen wir die Inhalte entlang der Diskurse, die in *DSSA* bedient werden, dar.

Leistung und Ökonomie

Um den Rekurs auf Leistung in *DSSA* besser einordnen zu können, hilft ein Blick darauf, was Thilo S. unter Armut versteht: „Arm‘ sind Empfänger von Grundsicherung in Deutschland nur, wenn man Armut als politischen Begriff auffasst, der sich inhaltlich von seiner ursprünglichen und historisch überkommenen Bedeutung gelöst hat.“ (S. 79f) In Bezug auf relative Armut stellt Thilo S. fest: „Das Konzept der relativen Armut hat aber mit Armut im klassischen Sinne nichts zu tun. Es ist letztlich sozialpsychologisch fundiert.“ (S. 109) Auf der einen Seite macht sich Sarrazin die zugeschriebene Seriosität der empirischen Sozialforschung zu Nutze, auf der anderen Seite wischt er zentrale Konzepte derselben zur Seite. Ein Problem sieht er allerdings: „Das in Deutschland garantierte Mindesteinkommen ist nicht anstößig niedrig, sondern kommt den unteren Arbeitseinkommen anstößig nahe.“ (S. 86) Die Parallelen zu Westerwelles Äußerungen über „spätromische Dekadenz“ sind offensichtlich. Westerwelles Äußerungen ähneln wiederum im Kern sehr denen von Peter Sloterdijk und der denkwürdigen - überwiegend im Feuilleton ausgetragenen - Debatte im Sommer und Herbst 2009.

Im Juni 2009 schrieb Sloterdijk in der FAZ den Aufsatz „Die Revolution der gebenden Hand“, in der er eine angebliche Umkehrung der Ausbeutungsverhältnisse feststellte. Während „im ökonomischen Altertum“ die Reichen auf Kosten der Armen lebten, könnte es in der „ökonomischen Moderne“ kommen, „dass die Unproduktiven mittelbar auf Kosten der Produktiven leben“. Es sei an den Leistungsträgern, sich der Ausbeutung durch den Steuerstaat zu widersetzen – die angebrachte Reaktion auf die hiesige Form des „Semisozialismus“ wäre ein „fiskalischer Bürgerkrieg“. Sloterdijk verteidigte Thilo S. gegen eine von ihm imaginierte deutsche „Meinungs-

Besitzer-Szene“ – die Gemeinsamkeit der Stärkung von Ungleichheitsdiskursen scheint dabei für Sloterdijk gegenüber des rassistischen Gehalts der Aussagen von Thilo S. zu überwiegen. Dabei ist dessen verwertungslogische Haltung nicht von seinem Rassismus zu trennen, wie sich an folgender Passage zeigt: „Die deutsche Einwanderungspolitik der letzten Jahrzehnte hat nicht die Leistungsträger fremder Völker angelockt, sondern vornehmlich Landbewohner aus eher archaischen Gesellschaften, die in ihren Heimatländern am unteren Ende der sozialen Rangskala wie auch der Bildungsskala angesiedelt sind.“ (S. 58) Die Abwertung von Menschen anhand ökonomischer Kriterien legitimiert sich hier zusätzlich darüber, dass diese als die fremden „Anderen“ als rückständig und unzivilisiert inszeniert werden. Diese Position bedient den Rassismus der *weißen* Mehrheitsgesellschaft und verhindert, dass gemeinsame Betroffenheiten sichtbar werden.

Einwanderung

Dieses Selbstverständnis spiegelt sich in den Kosten-Nutzen-Rechnungen von Thilo S. wider. Insbesondere Einwander_innen fallen seinen Kalkulationen zum Opfer:

„Das System ist pervers. Keine der Araberfamilien, deren Kinder die Neuköllner Grundschule besuchen, bekäme in den USA auch nur einen müden Cent. Deshalb sind sie auch nicht dort, sondern in Deutschland. Die indischen Informatiker gehen dagegen lieber in die USA. Aufgrund der üppigen Zahlungen des deutschen Sozialstaats ziehen wir eine negative Auslese von Zuwanderern an. Das Transfersystem setzt auf deren Fruchtbarkeit hohe Prämien aus und zieht so die migrantische Unterschicht von morgen heran. (...) Die gute Versorgung bewirkt überdies, dass jeder Integrationsdruck fehlt. Aus den männlichen arabischen Kindern dieser Grundschule werden die jugendlichen Gewalttäter von morgen, während die jungen Mädchen früh heiraten, viele Kinder bekommen und durch mehr Transferleistungen das Familieneinkommen sichern.“ (S. 323f)

In dieser Passage rekurriert Thilo S. nicht nur auf den Einwanderungsdiskurs, sondern zudem auf den ökonomischen Diskurs („migrantische Unterschicht“), den Bevölkerungs- bzw. Demographiediskurs („Fruchtbarkeit“), den biologistischen Eugenikdiskurs („negative Auslese“) und auf den Sicherheits-

bzw. Kriminalitätsdiskurs („Gewalttäter“), der jedoch wie auch in der nachfolgenden Debatte eine eher untergeordnete Rolle gespielt hat. Diese selektive Behandlung seiner Äußerungen wird angesichts von gewissen Passagen, die wenig skandalisiert wurden, noch deutlicher. So schreibt Thilo S. zum Beispiel:

„Die türkischen Migranten heiraten zu über 90 Prozent wiederum Türken; rund 60 Prozent der Ehen türkischer Staatsbürger in Deutschland werden mit einem Partner aus der Türkei geschlossen. (...) Durchweg kommen die Importpartner aus dem regionalen Umfeld und häufig auch aus der engen Verwandtschaft der Familie, in die sie einheiraten. Häufig sind es Vettern und Cousinen. Ganze Clans haben eine lange Tradition von Inzucht und entsprechend viele Behinderungen. Es ist bekannt, dass der Anteil der angeborenen Behinderungen unter den türkischen und kurdischen Migranten weit überdurchschnittlich ist.“ (S. 316)

Neben dem Rekurs auf vermeintliche Wahrheiten („Es ist bekannt“) verbinden sich in DSSA neben anderen Diskriminierungsformen auch Rassismus und Ableism. Trotz konjunktureller Schwankungen rassistischer Inhalte im Einwanderungsdiskurs gibt es, historisch betrachtet, Kontinuitäten, welche unter anderem an Schlagwörtern wie „Belastungsgrenzen“, „Ghettoisierung“ oder „Ausländerkriminalität“ deutlich werden. An diese Schlagwörter knüpft Thilo S. an und macht sie zu einem essentiellen Teil seiner Geschichte über Deutschlands Abschaffung.

Islam

Ein zentrales Darstellungsmuster im Islamdiskurs ist das einer „islamischen Kultur“. Dafür bietet Thilo S. in seinem Buch ausreichend Anschauungsmaterial. Ein Beispiel:

„Ich möchte nicht, dass das Land meiner Enkel und Urenkel zu großen Teilen muslimisch ist, dass dort über weite Strecken türkisch und arabisch gesprochen wird, die Frauen ein Kopftuch tragen und der Tagesrhythmus vom Ruf der Muezzine bestimmt wird. Wenn ich das erleben will, kann ich eine Urlaubsreise ins Morgenland buchen (...) Ich möchte nicht, dass wir zu Fremden im eigenen Land werden, auch regional nicht.“ (S. 308)

Thilo S. bedient mit seinen Aussagen einen Anti-Islam-Diskurs, der also auf der politischen Ebene auch in der Debatte anschlussfähig war. Auf der medialen Ebene lassen sich ebenfalls Parallelen feststellen, in der Art und Weise wie „die Muslime“ als homogene Gruppe konstruiert werden und mit welchen Zuschreibungen sie belegt werden. Insbesondere der *SPIEGEL* machte immer wieder mit antimuslimischen Titeln von sich reden: „Mekka Deutschland. Die stille Islamisierung“, „Der Koran. Das mächtigste Buch der Welt“ – um nur einige zu nennen. Vorgearbeitet hat Thilo S. bereits mit seinen Äußerungen über „Kopftuchmädchen“, doch auch diese stellen keine Neuheit dar. 2004 titelte zum Beispiel der *SPIEGEL* „Allahs rechtlose Töchter. Muslimische Frauen in Deutschland“. Sexismus wird durch solche Titel zugunsten einer Ethnisierung des gesellschaftlichen Phänomens entpolitisiert. Diese Vorstellungen sind eng mit dem Einwanderungsdiskurs verbunden – der migrantische Prototyp wurde muslimifiziert.

Demographie

Ein weiteres zentrales Thema in *DSSA* und der *LEID*-Debatte war „Demographie“. In einem Interview mit der *BBC* fasste Thilo S. seine Problemdiagnose mit „the brightest people get the fewest babies“ zusammen, wobei *Spiegel Online* aus dem ersten Teil des Satzes „the whitest people“ machte – dieses Missverständnis ist durchaus plausibel im Kontext seiner anderen Äußerungen. Immer wieder beklagt Thilo S. das drohende Aussterben der Deutschen, die durch hohe „Fertilitätsraten“ wachsende Bevölkerungsgruppe der Einwander_innen, etc. Diese Sorgen werden immer wieder gepaart mit eugenischen Grundmustern:

„Die Schichtabhängigkeit des generativen Verhaltens in Deutschland ist als stabiler Trend empirisch belegt, belegt ist auch, dass zwischen Schichtzugehörigkeit und Intelligenzleistung ein recht enger Zusammenhang besteht. Unter seriösen Wissenschaftlern besteht heute zudem kein Zweifel mehr, dass die menschliche Intelligenz zu 50 bis 80 Prozent erblich ist. Der Umstand, dass bei unterschiedlicher Fruchtbarkeit von Bevölkerungsgruppen unterschiedlicher Intelligenz eugenische oder dysgenische Effekte auftreten können, wird daher nicht mehr grundsätzlich bestritten.“ (S. 93)

Wie sehr Thilo S. in den humangenetischen Diskurs verstrickt ist, zeigen auch seine Verweise zu Francis Galton. Von Thilo S. wird dieser als „Vater der frühen Intelligenzforschung“ bezeichnet (vgl. S. 93), Galtons Ausführungen zu Eugenik und Rassenlehre scheinen seine Zitierfähigkeit für *DSSA* nicht zu beeinflussen. Das „Problem des demographischen Wandels“ beherrscht seit Jahren Teile der Diskussionen in Deutschland. Thomas Etzemüller hat in einem sehr lesenswerten Essay (Ein ewigwährender Untergang, 2007) den Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert nachgezeichnet. Es zeigt sich, dass Szenarien über das „aussterbende Volk“, der zu hohen Geburtenraten der „Falschen“ das ganze Jahrhundert – schon vor dem Ersten Weltkrieg – herauf beschwört wurden.

Bauchladen-Prinzip

Zwar sind es die dargestellten *LEID*-Themen, um die sich die Argumentationen von Thilo S. und auch die der Debatten in Folge der Veröffentlichung von *DSSA* drehen. Aber auch andere kaum beachtete Ausgrenzungsdiskurse werden von Thilo S. bedient und forciert. Für die leistungsorientierte Verdattung von Menschen zieht Thilo S. auch die Kategorien „Frauen“ und „Männer“ heran: „Seit den dreißiger Jahren werden die Aufgabenanteile in Intelligenztests so normiert, dass sich für beide Geschlechter der gleiche durchschnittliche IQ ergibt. (...) Bei den extremen Begabungen – IQ von 145 und mehr – ist die Relation zwischen Jungen und Mädchen 8:1 und höher.“ (S. 216) Er stellt fest, dass die Überzahl der Jungen bei den „Hochintelligenten“ und „extremen Begabungen“ nicht mit dem durchschnittlich besseren Abschneiden von Mädchen in der Schule zusammenpassen wollen, und erklärt: „Eine Rolle spielt auch, dass die größere Verhaltensstabilität der Mädchen und ihr besseres Kommunikationsvermögen dazu führen, dass Mädchen selbst bei gleicher Leistung häufig besser benotet werden als Jungen und deshalb häufiger eine Gymnasialempfehlung erhalten.“ (S. 216) Um die suggerierte eigentlich höhere Leistungsfähigkeit der Jungen zu aktivieren, schlägt er „ein attraktives Bewegungsangebot“ vor, um „dem ausgeprägten Bewegungsdrang der meisten Jungen“ Rechnung zu tragen. (S. 216)

Er verstrickt sich damit auch in die Widersprüche, die der gegenwärtigen Leistungsideologie inhärent sind. Diese behauptet einerseits die „objektive Messbarkeit“ von Leistung und muss daher Chancengleichheit bei der

Erreichung der als Leistung angesehenen Ziele voraussetzen, andererseits plädiert sie oft selektiv für die Berücksichtigung von Einflussfaktoren auf diese Leistung.

Es lässt sich festhalten: Thilo S. hat keineswegs neue Diskurse eingeführt – vielmehr sprechen bereits etablierte Diskurse aus ihm. Welche Faktoren haben dazu geführt, dass er dennoch eine monatelange Diskussion initiieren, als Tabubrecher und Provokateur markiert, seine Thesen mehr gefeiert als skandalisiert werden konnten?

Ein Grund liegt in der Kontinuität und Stabilität von Diskursen, die sich zwar verändern oder in den Hintergrund treten können, aber nie vollkommen verschwinden. Insofern boten zunächst die vier dargestellten Diskurse den Thesen von Thilo S. einen Nährboden. Zusätzlich standen einige der von uns beschriebenen Diskurse während der letzten Monate und Jahre besonders im Vordergrund. Durch die breite Auseinandersetzung von Thilo S. mit Bildung, Migration, Demographie, Ökonomie, etc. und den unterschiedlichen Grundannahmen und Konsequenzen bediente Thilo S. eine Fülle an Einstellungsmustern. Aus Thilos Bauchladen konnten sich sehr viele bedienen – die „Islamkritikerin“, die sich für ökonomistische Argumentationen gar nicht interessiert, der Leiharbeiter, dessen Feindbild Hartz IV-Empfänger sind oder Eliten, die um ihren Selbsterhalt bangen. Kein Wunder, dass in Alltag, Medien und Politik sich viele Menschen nach dem Motto „allgemein hat er recht, aber dort hat er übertrieben/unrecht/sich im Ton vergriffen“ äußerten.

Solche Debatten können wegen ihren vielfältigen entsolidarisierenden Wirkungen fatale Effekte haben. Thilo S. führt seinen Feldzug nicht allein gegen muslimische Migrant_innen, sondern gegen alle Personen, die nach seinem Leistungsempfinden nichts zur Gemeinschaft beitragen. Dass die Thesen auch von Menschen stark gemacht werden, die selbst von Teilen seiner Äußerungen betroffen sind, lässt sich auf die Vielzahl der bedienten Ausgrenzungsdiskurse zurückführen und birgt die Gefahr der weiteren Spaltung der in unterschiedlicher Weise Diskriminierten. In der gemeinsamen Marginalisierung liegt jedoch auch ein Potenzial für gemeinsamen Widerstand.

Thilo Sarrazin 2010:

Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen.

DVA Verlag, München.

ISBN: 978-3-421-04430-3.

464 Seiten. 22,99 Euro.

Zitathinweis: Hannah Schultes und Sebastian Friedrich: Bauchladen der Ausgrenzungsdiskurse. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/JVMns>.

Gespaltenes Bürgertum



Patrick Bahners

Die Panikmacher

Die deutsche Angst vor dem Islam. Eine Streitschrift

FAZ-Redakteur Patrick Bahners entlarvt die neokonservative Islamkritik als Panikmache und wird dafür im eigenen Lager heftig attackiert.

Rezensiert von [Thomas Wagner](#)

Manchmal kommt es auf die Nuancen an. Nur wenige Stunden nachdem er das Amt des Bundesinnenministers übernommen hatte, machte Hans-Peter Friedrich (CSU) mit der Bemerkung von sich reden, daß der Islam nicht zu Deutschland gehöre. Er positionierte sich damit explizit gegen den Bundespräsidenten Christian Wulff, der mit der Behauptung des gegenteiligen erst vor wenigen Monaten den geballten Zorn jener Islamkritiker auf sich gezogen hatte, die das christliche Abendland oder gar die gesamte westliche Zivilisation durch ihre muslimischen Nachbarn bedroht sehen. „Wulffs Kritiker offenbarten, daß für sie das Vorhandensein deutscher Muslime nicht selbstverständlich ist, keine von der deutschen Politik vorgefundene Gegebenheit wie der deutsche Papst. Zu ihrem Deutschland gehört der Islam nicht. Ihr Deutschland ist ein Deutschland ohne Islam“, beschreibt der Journalist Patrick Bahners die Haltung dieser Sorte Islamkritiker auf Seite 8 seiner Streitschrift *Die Panikmacher. Die deutsche Angst vor dem Islam* (München 2011). Wulffs Satz vom Islam als Teil Deutschlands sei gegenüber „den dogmatischen Hygienikern aller Bekenntnisse“ dagegen »in robuster Weise neutral“. (S. 12)

Bahners setzt sich fundiert und auf weiter Strecke überzeugend mit Autoren und Politikern auseinander, die sich das weltanschauliche

Orientierungsbedürfnis eines verunsicherten bürgerlichen Publikums zunutze machen, um sich mit rassistischen Untergangs- und Horrorszenarien wichtig zu machen. Ob Autoren wie Peter Sloterdijk, Henryk M. Broder, Ulrike Ackermann, Udo Ulfkotte, Necla Kelek, Hans-Peter Raddatz oder CDU-Politiker wie Hans-Jürgen Irmer und Kristina Schröder: Alle bekommen sie ihr Fett weg. Vor einer in den Medien hochgejubelten bürgerlichen Lichtgestalt wie Joachim Gauck macht Bahners scharfe Kritik in diesem Zusammenhang ebenso wenig halt wie vor der neuerdings so oft beschworenen christlich-jüdischen Tradition, der jedes Jahr aufs neue recycelten Leitkulturdebatte oder den im Zusammenhang mit dem Sarrazin-Hype der vergangenen Monate zu beobachtenden Zerfall republikanischer Umgangsformen. „Den Achtundsechzigern wird gerne vorgeworfen, sie hätten der Höflichkeit den Garaus gemacht und die Entzivilisierung, deren Fanale sie im Hörsaal setzten, in den Alltag hinübergetragen. Wie viel Zuspruch Sarrazin in den Kreisen gefunden hat, in denen der Vorwurf zirkuliert, das ist eine Ironie der Geschichte, die wenig froh stimmen kann.“ (S. 19f)

Fast könnte man meinen, in der Gestalt Patrick Bahners selbst einen Achtundsechziger vor sich zu haben, einen klassischen Linksintellektuellen, der das Erbe Horkheimers und Adornos in zunehmend finsternen und geistfeindlichen Zeiten zu bewahren versucht. In Wirklichkeit steht er für eine Frankfurter Schule, die man gemeinhin in einem ganz anderen Sinne als konservativ zu betrachten gewohnt ist: Bahners ist leitender Feuilletonredakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)*.

Rhetorik der Verachtung

Das hindert ihn freilich nicht daran, jene neoliberalen Auffassungen vom Wesen und der Bestimmung des Menschen zurückzuweisen, denen in seiner eigenen Zeitung ansonsten ein durchaus breites Forum gegeben wird. Insbesondere die mit den Namen Sarrazin und Sloterdijk verbundenen Debatten um die Anerkennung und Bevorzugung sogenannter Leistungsträger mißfallen dem Journalisten. Er entlarvt sie als Nebelkerzen, die den irrationalen Charakter der Verteilung von ökonomischem Erfolg und sozialem Status unter kapitalistischen Verhältnissen verschleiern sollen. „Die Ideologie von den Leistungsträgern soll das Zufällige bei der Verteilung von Lebenschancen ausblenden, das Lotteriehafte“, sagte er in einem Interview [1]

und verknüpft diese Erkenntnis mit einer schonungslosen Analyse eines Bürgertums, das nach den Erkenntnissen einer Bielefelder Forschergruppe aus Angst vor dem eigenen Abstieg gegenüber sozial schlechter Gestellten zunehmend zu verrohen droht (vgl. Wilhelm Heitmeyer [Hg.]: Deutsche Zustände. Folge 9. Berlin 2010). Bahners beschreibt das so: „Die Rhetorik der Verachtung wird zum Selbstlob der Erfolgreichen, Etablierten, Angepaßten.“ [2]

Die von Peter Sloterdijk verkündete Leistungsträgerideologie gehört für ihn in die deutsche Tradition einer Vulgärphilosophie, „die den Weltanschauungsbedarf von Gebildeten bedient“ (S. 26). Ihre Propagandisten verbreiten neuerdings die Auffassung, daß ein Gemeinwesen nur dann gedeihen kann, wenn die ohnehin schon Bessergestellten geistig aufgerichtet und materiell gepäppelt werden. Denn:

„Dem Leistungsträger, der Hauptfigur der Tugendlehren des Neubürgerlichen Eigenlobs, wird eine kosmische Verantwortung übertragen. Das Überleben der Gemeinschaft soll davon abhängen, daß die Starken belohnt werden. Als ehrenamtliches Vorstandsmitglied der Kreditanstalt für moralischen Wiederaufbau der Eliten zahlt Sarrazin rhetorische Vorschüsse auf die Ausschüttungen der strengen und gütigen Natur aus: Die Kräftigen sollen zu noch mehr Kräften kommen, indem sie auf die Kraftlosen hinabsehen.“ (S. 283)

Bahners weiß, daß die Geschichte des Liberalismus eine dunkle Kehrseite hat, die zunächst wenig mit Demokratie, dagegen viel mit aristokratischem Geltungsbewußtsein und sozialdarwinistischer Verachtung gegenüber der arbeitenden Bevölkerung zu tun hat.

„Solange das Bürgertum liberal sein wollte, ohne demokratisch zu werden, speiste sich der Stolz des Bürgers aus der Verachtung für den Pöbel, die Canaille, den Massenmenschen. Das Unglück der Armen galt als selbstgemacht, als Bestrafung für Haltlosigkeit und Antriebschwäche. Der Weg zur Entgiftung der bürgerlichen Sozialphilosophie war lang. In Krisenzeiten, wenn Anwartschaften auf Glücksdividenden plötzlich nicht mehr honoriert werden und die Abstiegsangst umgeht, besteht Rückfallgefahr.“ (S. 283)

Als Symptome eines solchen Rückfalls erkennt Bahners die einschlägigen Thesen von Sarrazin und anderen Islamkritikern, die der Wohlfahrtspflege auf Gemeinschaftskosten demoralisierende Effekte zuschrieben und „asoziale Taten chancenarmer Berliner Jugendlicher mit türkischer und arabischer Familiengeschichte“ zu „Bürgerkriegshandlungen“ aufbauschen (S. 262). „Der Muslim ist in diesem Weltbild der Verlierer, mit dem sich der Sieger nicht verwechseln kann. Sarrazin liefert abgepackt, durchgezählt und medizinisch auf Erbkrankheiten durchgecheckt den konstitutionellen Versager als Sozialfigur frei Haus. Der Muslim sitzt zusammen mit einem grotesk verfetteten Unterschichtsangehörigen auf dem widerlichen Plastiksofa und guckt schreckliches Fernsehen.“ [3]

Dem neoliberalen Mantra, wonach selbst die schwächsten Glieder der Gesellschaft für ihr Schicksal selbst verantwortlich seien, hält Bahners entgegen:

„Sozialpolitiker mögen aufgrund von Studien und Erfahrungsberichten zu dem Schluß kommen, türkische Eltern täten zu wenig für die frühe Förderung ihrer Kinder. Aber solange sie ins Gesetz keine Kindergartenpflicht schreiben, müssen sie informieren, aufklären, werben, da ihre Drohungen leer sind. Es ist schäbig, Menschen, die sich unter dürftigen materiellen Bedingungen an das Vertraute halten, Verrat am Gemeinwohl vorzuwerfen, weil sie noch nicht gelernt haben, ihre Chancen als Chancen zu erkennen.“ (S. 288)

Zwar seien Republiken darauf angewiesen, daß sie den Menschen zutrauen, die Dinge in die Hand zu nehmen und die Chance der ungewissen Zukunft zu ergreifen. „Aber wenn man sich im Club der Glücksschmiede erzählen läßt, auch das Unglück sei immer ein selbstgemachtes und jeder Verweis auf widrige Umstände die Ausflucht von Faulenzern und Defätisten, dann mutiert die republikanische Motivationslehre zur Philosophie der Starken und Besitzenden.“ (S. 163)

Demagogische Islamkritik

Den neuerdings in bürgerlichen Kreisen so populären „Stil der ostentativ zur Schau gestellten Verachtung von Minderheiten“ [4] und die Begeisterung für

Sarrazin macht Bahners als Ausdrucksformen eines neuen Extremismus der Mitte kenntlich, der sich von dem der neunziger Jahre in einem Punkt deutlich unterscheidet. „Zwar gab es damals Ausländerfeindlichkeit – mit vielen Todesopfern –, aber es fehlte die intellektuelle Anschlußfähigkeit. Das ist heute anders. Es gibt wieder ein starkes Interesse an 'Wir-hier-die-da-Unterscheidungen'. 'Wir Deutschen hier, die Fremden da'.“ [5] Zu den Autoren, die Bahners in dieser Hinsicht für besonders erwähnenswert hält, gehört der Publizist Udo Ulfkotte.

Dieser „behauptete in seinem Standardvortrag, beispielsweise am 9. März 2007 auf Einladung der CDU des Lahn-Dill-Kreises, vor allem auf Wochenmärkten komme es immer öfter vor, daß Muslime auf die Auslagen mit Schweinefleisch spuckten. Zwar erklärte der von der taz befragte Sprecher des Deutschen Fleischer-Verbands, er höre die Geschichte zum ersten Mal und hätte sie bestimmt schon gehört, wenn sie wahr wäre. Aber laut Ulfkotte hatten die Metzger, die sich ihm anvertraut hatten, von einer Anzeige abgesehen, um keine Kunden zu verlieren.“ (S. 261)

Anstoß nimmt der konservative Journalist aber auch an jenen Berufspolitikern, die sich den Zuspruch der Wähler dadurch zu erwerben versuchen, daß sie gezielt Vorurteile gegenüber in Deutschland lebenden Muslimen schüren. Das erste Beispiel für eine Karriere auf dem Ticket der Islamkritik ist für ihn die CDU-Politikerin Kristina Schröder, Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Diese habe den aus der rechtsextremistischen Propaganda bekannten Topos von der angeblich zunehmenden Deutschenfeindlichkeit unter Einwandererkindern zunächst dem hessischen Landtagswahlkampf 2008 beige-steuert, „in dem die CDU die Angst vor kriminellen Ausländern schürte und Zweifel an der nationalen Zuverlässigkeit der Spitzenkandidaten der Oppositionsparteien säte“ (S.270f). Als Ministerin setzte sie das Thema auf die Tagesordnung der Bundesregierung und stilisierte sich selbst dann auch noch zum Opfer dieser von ihr selbst herbeigeredeteten „Deutschenfeindlichkeit, weil sie als Fachpolitikerin für Islam, Integration und Extremismus unflätige Briefe erhalten hat, in denen die einschlägigen Schimpfwörter verwendet wurden“. (S.272)

Kristina Schröder bediente sich damit einer hierzulande derzeit besonders beliebten rhetorischen Figur, die gesellschaftlich Mächtige und politisch

Verantwortliche zu Opfern und die Hauptleidtragenden gesellschaftlicher Fehlentwicklungen sowie ihre Fürsprecher zu Tätern umzudeuten versucht. Bahners leugnet nicht, daß es manche der von den Islamkritikern angesprochenen Probleme wirklich gibt. Kein Verständnis hat er jedoch dafür, daß diese zu Grundsatzkonflikten aufgebauscht und für Zwecke der politischen Stimmungsmache instrumentalisiert werden. Er plädiert dagegen für die pragmatische Suche nach Lösungen mit Augenmaß:

„Mobbing unter Schülern ist ein pädagogisches Problem und in extremen Fällen auch ein Gegenstand für Polizei und Gerichte. Wer es unter dem Namen Deutschenfeindlichkeit zum Thema der Politik macht, bedient eine Stimmung, die auf eine Umkehrung der Diskussionsverhältnisse hindrängt. Es gilt als Gebot der ausgleichenden Gerechtigkeit, daß zur Abwechslung und bis auf weiteres die Rede sein soll von den Versäumnissen, Ressentiments und Übergriffen der nichtdeutschen Seite.“ (S. 271)

Genau so verfährt die allgegenwärtige Kritik rechter und vorgeblich liberaler Publizisten an der PC, der Political Correctness. Sie diffamieren soziales Engagement als naives Gutmenschentum, versuchen die gerade vorherrschende Meinung als verfolgte Minderheitenposition darzustellen und gefallen sich selbst dabei in der Pose des Tabubrechers, der die angeblich von einem Kartell aus bevormundenden Journalisten und volksfernen Politikern errichtete Verbotszone betritt und auf diese Weise eine Lanze für die Meinungsfreiheit bricht. Diese Diskursstrategie wurde im Verlauf der Sarrazin-Debatte besonders gut sichtbar. Man warf den Kritikern des Autors von *Deutschland schafft sich ab* vor, sie machten ihm das Recht streitig, seine Meinung frei zu äußern, das nach Artikel 5 des Grundgesetzes jedermann verbürgt ist. Dabei liegt es in der Natur dieses Grundrechts, „daß sein Gebrauch sehr häufig in der impliziten und expliziten Kritik des Gebrauchs besteht, den ein anderer von ihm macht“ (S. 21), hält Bahners fest. Überhaupt kein Verständnis hat er für die Art und Weise, mit der ein prominenter Medienintellektueller dem angeblich um sein Recht auf Meinungsfreiheit gebrachten Sarrazin beisprang: „Peter Sloterdijk mußte sich dumm stellen, um die Behauptung in die Welt zu setzen, Sarrazin habe wegen freimütigen Gebrauchs der Redefreiheit die Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz fürchten müssen.“ (S. 20) Und weiter: „Denunziationen eines Redemachtmonopols, hinter dem sich die Feigheit von Volksfeinden

verschanze, liefen früher nur in rechtsradikalen Kreisen um. Sloterdijk verlieh ihnen starphilosophische Weihen.“ (S. 18)

„Verbiesterter Blick“

Mit klaren Worten wie diesen zog Bahners den Zorn vieler Rechtsdenker in der deutschen Presselandschaft auf sich. „Bahners, zarter Spätling einer Zivilisation im Abendrot, gebildet, kinderlos, virilitätsfern, apolitisch, verwöhnt, will noch einmal das Licht der Aufklärung strahlen lassen. Es fragt sich bloß, ob aus ihm bereits jene Schwäche spricht, die den Neuankömmlingen aus einem weit vitaleren Kulturkreis nur ein mattes, gleichsam um Schonung bittendes Willkommen anzubieten hat. Ansonsten will er seinen Lesern offenbar mitteilen, daß er die deutsche Rechtsordnung für wichtiger hält als das deutsche Volk“, schrieb beispielsweise Michael Klonovsky in jenem kulturpessimistischen Tonfall, der für rechte Intellektuelle der Weimarer Zeit nicht untypisch war, nach dem Ende der Nazi Herrschaft aber überwiegend nur noch in rechtsradikalen Kleinpublikationen gepflegt wurde. Nun hat dieser dumpf-reaktionäre Untergangssound anscheinend im publizistischen Flaggschiff des Burda-Konzerns, dem Nachrichtenmagazin Focus (Focus 9/2011, S. 65) eine neue Heimat gefunden. Klonovsky jedenfalls ist seit einigen Monaten als leitender Redakteur für das Debatten-Ressort des Blatts inhaltlich verantwortlich.

Fast schon zurückhaltend nimmt sich dagegen aus, wie der Autor eines ganz weit rechts stehenden Wochenmagazins Bahners charakterisierte, nachdem er ihn bei einer Buchvorstellung beobachten konnte: „verklemmte Körperhaltung, verbiesterter Blick, herunterhängende Mundwinkel.“ (Junge Freiheit, 10/2011, S. 14) Nicht viel freundlicher fielen die Bewertungen aus, die in der Springer-Pressen erschienen. So münzte Monika Maron auf Bahners den eigentümlichen Ausdruck „Stubenpublizist“ (Die Welt, 26.02.2011), womit sie wohl die angebliche Wirklichkeitsferne des Intellektuellen auf den Begriff bringen wollte. Unzweideutig auf das herabwürdigende rhetorische Mittel eines Tiervergleichs griff der selten um eine Krawallvokabel verlegene Henryk M. Broder zurück, als er Bahners die „Kaltschnäuzigkeit eines Dobermanns“ (Welt am Sonntag, 20.2.2011) attestierte und ihn in eine Reihe mit jenen Intellektuellen stellte, „die mit totalitären Ideen geflirtet, sich den potentiellen Siegern der Geschichte als Ratgeber und Minnesänger angeboten

haben“. (ebd.) In die gleiche Kerbe schlug auch ein Spiegel-Journalist, als er seinem Kollegen von der *FAZ* allen Ernstes vorhielt, mit fundamentalistischen Gewalttätern zu sympathisieren. „Nun, Hirsi Ali und Broder und Kelek sind hochgerüstet: Ihre Waffe ist das Wort. Ihre Gegner verfügen über Sprengstoff. Eigentlich doch spannend zu erleben, welchem der beiden Lager sich unsere Feuilleton-Aufklärer zuordnen“, schrieb der Spiegel-Journalist Matthias Matussek. [6]

Die Debatte, die Bahners Buch provozierte, ist in zweierlei Hinsicht symptomatisch für den Zustand des bürgerlichen Lagers und seiner intellektuellen Wortführer. Wie in den vorangegangenen Sloterdijk- und Sarrazin-Debatten und zuletzt in der Plagiatsaffäre um Karl-Theodor zu Guttenberg kommt in ihr auf der einen Seite eine zunehmende Spaltungstendenz innerhalb des liberalkonservativen Intellektuellenmilieus zum Ausdruck. Da gibt es zum einen jene Geistesarbeiter, die sich auf der Seite der Aufklärung positionieren, den sozialen Ausgleich zwischen den Klassen anstreben, dafür nach wie vor den Weg der Reformen für gangbar halten und an bürgerlichen Anstandsnormen festhalten. Diese Autoren, zu denen Patrick Bahners zweifelsohne gehört, ärgern sich über die rasant fortschreitende Auflösung einer bürgerlichen Debattenkultur, für die Toleranz und Meinungspluralismus zumindest dem Anspruch nach unverzichtbare Orientierungsmarken waren. Gerade die Selbstverständlichkeit, mit der an diesen Normen festhaltende Konservative und Liberale wie er die argumentative Auseinandersetzung und den Prozeß der Kompromißbildung propagieren, fordert die immer lauter werdende Schar von Leistungsträgerideologen, radikalisierten Islamkritikern und rechten PC-Gegnern heraus, die nicht mehr auf sozialen und kulturellen Ausgleich setzen, sondern eine robustere Form der Durchsetzung von Herrschaftsinteressen bevorzugen. Angehörige dieser zweiten Gruppe von Publizisten, die in den bürgerlichen Milieus immer mehr Anklang findet, spielen die populistische Karte, bringen sich als Verteidiger von Frauenrechten ins Gespräch und polemisieren gegen „die da oben“. Sie verletzen bürgerliche Rollennormen, Anstandsregeln und Diskussionsregeln, nur um sich im Falle der bereits einkalkulierten Gegenreaktionen der dafür zuständigen Institutionen als vorgeblich volksnahe Opfer einer Herrschaft weltfremder Intellektueller und gutmenschelnder Politiker in Szene setzen zu können. Dabei haben Broder, Sarrazin, Sloterdijk und viele ihrer Gesinnungsgenossen einen so direkten und

stetigen Zugang zu den Fernsehsendern, Radiostationen, Verlagshäusern und auflagenstarken Printmedien dieser Republik, wie ihn die angeblich das Meinungsklima so dominierenden Linksintellektuellen in den Medien der BRD zu keiner Zeit gehabt haben.

Blinder Fleck

Das ansonsten sehr lesenswerte Buch des FAZ-Redakteurs Bahnners versucht auf die Frage, wie dieser offenkundigen Medienmacht der „Panikmacher“ begegnet werden kann, leider keine Antwort zu geben. Das ist sein blinder Fleck. Man kann sicher noch andere Einwände gegen manche seiner Argumente hervorbringen. Beispielsweise stellt er in seiner umfänglichen Auseinandersetzung mit der Kopftuchdebatte die feministischen Positionen nicht in ihrer ganzen Fülle dar. Auch unterschätzt er die Wirksamkeit von sozialen Zwängen im Zusammenhang religiös begründeter Gebote. Die größte Schwachstelle seines Textes ist freilich die nicht genügend kritische Auseinandersetzung mit der Rolle, die mit Konzerninteressen verflochtene Medien bei der Ausbreitung der von ihm beanstandeten und überwiegend zutreffend analysierten Phänomene spielen. Nun wäre es wohl naiv, zu glauben, daß der Feuilleton-Chef der FAZ entscheidenden Einfluß auf die Linie seines Blattes nehmen könnte, dafür sind andere Instanzen zuständig, doch etwas mehr Problembewußtsein, als in dem folgenden Ausschnitt aus einem Interview mit der Zeit zum Ausdruck kommt, hätte man von einem so klugen Kopf wie Bahnners durchaus erwarten können:

„ZEIT: Als Feuilleton-Chef der FAZ verantworten Sie Texte von Necla Kelek, die Sie in Ihrem Buch scharf kritisieren.

Bahnners: Ja, einige Grundtexte ihrer radikalen Islamkritik sind in der FAZ erschienen. Aber es gab dort ebenso viele Gegenstimmen.“ [7]

Anmerkungen

1 www.zeit.de/2011/08/Interview-Bahnners 2 www.zeit.de/2011/08/Interview-Bahnners 3 www.zeit.de/2011/08/Interview-Bahnners 4 www.zeit.de/2011/08/Interview-Bahnners 5 www.zeit.de/2011/08/Interview-Bahnners 6

www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,746473,00.html 7 www.zeit.de/2011/08/Interview-Bahners

**

Die Rezension erschien zuerst am 31.03.2011 in der [Jungen Welt \(S. 10f\)](#) und wurde uns dankenswerterweise vom Autor zur Verfügung gestellt (Update: kritisch-lesen.de, sfr, 4/2011)

Patrick Bahners 2011:

Die Panikmacher. Die deutsche Angst vor dem Islam. Eine Streitschrift.

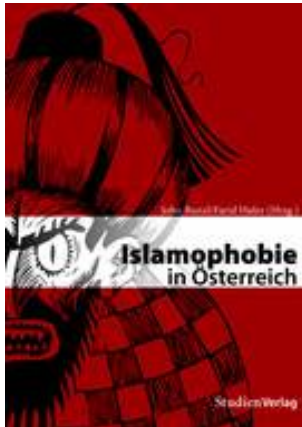
Verlag C.H. Beck, München.

ISBN: 978-3-406-61645-7.

320 Seiten. 19,95 Euro.

Zitathinweis: Thomas Wagner: Gespaltenes Bürgertum. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/wZeyT>.

Die Ausbreitung und Verfestigung des Feindbildes Islam in Österreich



John Bunzl / Farid Hafez (Hg.)
Islamophobie in Österreich

Eine interdisziplinär orientierte Studie zeigt in erschreckender Weise die verschiedenen Facetten eines hauptsächlich negativ konstruierten Islambildes in der Alpenrepublik.

Rezensiert von [Michael Lausberg](#)

Wie in vielen anderen Ländern Westeuropas ist im letzten Jahrzehnt spätestens nach dem Terroranschlag auf das World Trade Center auch in Österreich der antimuslimische Rassismus gesellschaftsfähig geworden. In der Alpenrepublik ringen die konkurrierenden Parteien *Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ)* und deren Abspaltung *Bündnis Zukunft Österreich (BZÖ)* um die Vorherrschaft über die Themenbereiche Moscheebau und Islam. Die Agitation dieser beiden Parteien ist allerdings nur die Spitze des Eisbergs; islamfeindliche Ressentiments haben sich längst in der „Mitte“ der Gesellschaft ausgebreitet. In diesem Zusammenhang waren die zusammenfassende Darstellung des antimuslimischen Rassismus und dessen Hintergründe in Österreich schon längst überfällig. Der von John Bunzl und Farid Hafez herausgegebene Sammelband „Islamophobie in Österreich“ will einer „Negierung des Vorhandenseins eines Hasses gegenüber MuslimInnen in der österreichischen Öffentlichkeit“ entgegenreten.“ (S. 7) Außerdem verfolgt der Sammelband das Ziel, „verschiedene Facetten der Repräsentation eines hauptsächlich negativ konstruierten Islambildes in der österreichischen Öffentlichkeit aufzuzeigen“ (S. 8).

Der Artikel des britischen Islamwissenschaftlers Chris Allen stellt den Begriff der Islamophobie vor und analysiert seine Stärken und Schwächen. Vor allem im anglo-amerikanischen Sprachraum, wo der Begriff der Islamophobie durch eine Studie im Jahre 1997 (Runnymede Trust) Akzeptanz fand, wird der einem weit definierten Rassismus-Begriff verortet. Im deutschen Sprachraum gibt es Vorbehalte gegenüber dem Begriff. Es wird eher der Begriff des antimuslimischen Rassismus bevorzugt, da er die Feindschaft nicht gegen den Islam als Religion, sondern gegen Muslim_innen als Subjekte deutlich macht.

Gudrun Hamer untersucht am Beispiel des in Österreich weit verbreiteten Kinderbuches „Hatschi Bratschis Luftballon“ das Orientbild, das Kindern in diesem Werk vermittelt wird. Analysen von verschiedenen Schulbüchern des Geschichtsunterrichtes der fünften bis achten Schulstufe zeigen, dass „der Islam“ als monolithischer Block verstanden wird und in der vergleichenden Bewertung zum Christentum deutlich negativer dargestellt wird. In dem Artikel „Die FPÖ und der Islam“ untersucht der Politikwissenschaftler Farid Hafez das Positionspapier der FPÖ zum Islam aus dem Jahre 2008. Hafez bringt dabei den verklausulierten antimuslimischen Rassismus zum Vorschein. Die Positionierung der FPÖ im Vorfeld von Wahlen, in öffentlichen Reden oder bei Parteitag wird dagegen leider nur sehr oberflächlich angedeutet. Jana Kübel stellt anhand des Konflikts um den Bau einer Moschee im Wiener Bezirk Brigittenau antiislamistische Argumentationsmuster der alteingesessenen *weißen* Bevölkerungsmehrheit dar. Bei der Untersuchung des Vorarlberger und Kärntner Moschee- und Minarettbauverbots arbeiten Richard Potz und Farid Hafez eine in Teilen antimuslimische Rechtssprechung aus der Perspektive der Religionsfreiheit heraus. Weiterhin untersucht Rüdiger Lohlker den österreichischen Blog „Mission Europa Netzwerk Karl Martell“, der den Islam nicht als Religion, sondern als totalitäre politische Ideologie betrachtet und vor einer „Beherrschung Europas durch die Einwanderung von Muslimen“ warnt. Barbara Sonnleitner analysiert das Qualitätsmagazin „Profil“ hinsichtlich der Berichterstattung über den Karikaturenstreit im Jahre 2006, während Karim Saad die politische Positionierungen über den Islam und die muslimische Einwanderung in der liberalen Zeitschrift *Die Presse* herausarbeitet. Bei der Untersuchung von Medien auf islamfeindliche Inhalte fehlt jedoch das Boulevardblatt *Kronen-Zeitung*, das ähnlich wie die *BILD* in der Bundesrepublik eine öffentliche Meinungsführerschaft besitzt.

Insgesamt lässt sich sagen, dass dieses Buch eine gute Einführung zum Themenkomplex antimuslimischer Rassismus in Österreich darstellt, die sich besonders durch die interdisziplinäre Perspektive auszeichnet. Es wird gezeigt, wie durch die Konstruktion eines Feindbildes Islam muslimische oder als muslimisch identifizierte Menschen in der Alpenrepublik systematisch ausgegrenzt werden. Allerdings finden sich in dem Werk keine Informationen darüber, ob es Meinungsumfragen innerhalb der österreichischen Bevölkerung gibt, die das gesamte Ausmaß des antimuslimischen Rassismus verdeutlichen. Mögliche Gegenstrategien, die das Feindbild Islam in vielfältiger Weise dekonstruieren könnten, werden ebenfalls nicht erwähnt.

John Bunzl / Farid Hafez (Hg.) 2009:

Islamophobie in Österreich.

Studienverlag, Innsbruck.

ISBN: 978-3-7065-4785-7.

224 Seiten. 24,90 Euro.

Zitathinweis: Michael Lausberg: Die Ausbreitung und Verfestigung des Feindbildes Islam in Österreich. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/isJeZ>.

Kritik der „Islamkritik“



Thorsten Gerald Schneiders (Hg.)

Islamfeindlichkeit

Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen

Wer sich in der gegenwärtigen Islamdebatte nicht integriert fühlt, dem_der zeigt der Sammelband „Islamfeindlichkeit“, dass er_sie damit nicht alleine ist. 30 Wissenschaftler_innen legen darin Grundlegendes zum Thema antimuslimischer Rassismus dar.

Rezensiert von [Hannah Schultes](#)

Meistens scheint sich die deutsche Islamdebatte nur um „Kopftuchmädchen“, Integrationskurse und „Ehrenmorde“ zu drehen. Der von Thorsten Gerald Schneiders herausgegebene Sammelband zum Thema „Islamfeindlichkeit“ beleuchtet die andere Seite der sogenannten „Islamkritik“. Die vier Kapitel des Bandes befassen sich mit historischen Grundlagen des Feindbildes, der aktuellen Lage und der empirischen Belegung antimuslimischer Einstellungen, Fällen institutionalisierter Islamfeindlichkeit und schließlich mit personeller Islamfeindlichkeit am Beispiel prominenter Islamkritiker_innen. Diese Aufschlüsselung schärft den Blick für die Mehrdimensionalität und die historische Verankerung antimuslimischer Haltungen, die in aktuellen Debatten oft unbeachtet bleibt.

Das erste Kapitel bietet einen interdisziplinären Überblick über die historische Dimension islamfeindlichen Denkens. Thomas Naumann zeigt „historische und theologische Konstellationen“ von der islamischen Expansion im 7. Jahrhundert bis zum europäischen Kolonialismus, die eine Konstruktion des Islams als Gegenbild christlicher Identität bedingten. Dabei identifiziert Naumann verschiedene Stereotype in der europäischen Wahrnehmung und zeichnet deren Wandel nach. Diese Wahrnehmung verändert sich beispielsweise zwischen früher Neuzeit und dem 19. Jahrhundert von

Despotie und sexueller Zügellosigkeit osmanischer Herrscher über den Exotismus der Aufklärung hin zu dem Bild vom Orient „als rückständige, träge Barbarei, als eine Kulturstufe, die die Europäer längst hinter sich gelassen haben“. (S. 32) Nicht hinter sich gelassen wurden europäische Erzählmuster über den Islam in Schulbüchern – dies zeigt Gerdien Jonker in ihrem Beitrag und kritisiert auch die unbedarfte Reproduktion von Klischees in heutigen Schulbüchern:

„In Österreich hat seit 2003 die Erzählung Hilfe, die Türken kommen! Eingang gefunden. In den polnischen Geschichtsbüchern schauen neben Usama bin Laden die schwarz verhüllten Frauen von den Seiten hoch. In Russland rösten die Tataren nach wie vor die armen Russenkinderchen am Spieß. In England stellt man Muslime gleich mit dem Mittelalter.“ (S. 77)

Auf zentrale Inhalte und Entstehungsbedingungen des medialen Islambildes geht Kai Hafez in seinem Beitrag ein und betont in dieser Hinsicht die wechselseitige Abhängigkeit von Medien, Politik, Bildungseinrichtungen und Kirchen, die dazu führen, dass mediale Darstellungen „lediglich ein *Baustein* einer kompletten Wissensgesellschaft sind“ (S. 109), die insgesamt eine Tendenz zur Konservierung des Feindbildes Islam besitze. Diese Einordnung bestätigt auch die Themenvielfalt des zweiten Kapitels.

Zwischen strategischen Allianzen und der Kulturalisierung von Konflikten

Mit 13 Beiträgen ist das zweite Kapitel zur aktuellen Lage der Islamfeindlichkeit das bei weitem umfangreichste. Y. Michal Bodemann und Gökce Yurdakul konstatieren bezüglich der deutschen Juden und Türken ein „triadisches Verhältnis“ (S. 240) zur Mehrheitsgesellschaft. Dieses sei von einer Orientierung der deutsch-türkischen Minderheit an der deutsch-jüdischen Minderheit geprägt, wenn es um eine Etablierung eigener Institutionen, den Umgang mit Rassismus und die Durchsetzung von Forderungen bei Behörden gehe. Interessanterweise prognostizieren die Autor_innen im Kontext von Rassismus und Antisemitismus und anderen Ausgangsbedingungen eine Stärkung dieses Koalitionstyps. Ganz anders als diese zu gelingen scheinende Allianz stellt sich der internationale Dialog zwischen „westlichen“ und „muslimisch“ geprägten Gesellschaften im Beitrag

von Jochen Hippler dar. Der Autor analysiert den Pauschalismus „westlicher“ Wahrnehmung in Form von verschiedenen Mechanismen wie der religiösen Interpretation säkularer Politik, Geschichtslosigkeit, Verzicht auf die Analyse von Interessen und Psychologisierung. Yasemin Karakasoglu widmet sich unter dem Titel „Islam als Störfaktor in der Schule“ den zunehmenden Versuchen, rechtliche und politische Institutionen als Vermittler bei Konflikten zu Themen wie Koedukation oder der Präsenz des Kopftuchs in Schulen einzuschalten und plädiert für eine diskursive Austragung solcher Konflikte. Karakasoglu zeigt auch auf, wie Lehrkräfte teilweise reflexartig Probleme „als interkulturelle respektive islamische Konfliktsituationen deuten“ (S. 310) und wie antimuslimischer Rassismus in der Schule als Ausübungsort von Hierarchien und struktureller Gewalt besonders wirksam werden. Diese Feststellung lässt die Kulturalisierung islamischer Religiosität und die damit einher gehende Problematik des Kulturbegriffs sowie die Notwendigkeit eines reflektierten Umgangs damit deutlich werden. Das Fehlen solcher Reflexionen in der deutschen Medienlandschaft zeichnet sich in Siegfried Jägers Beitrag zum Karikaturenstreit in der deutschen Presseberichterstattung ab. Jäger zeigt in seiner kursorischen Diskursanalyse, dass die mediale Abdeckung des Ereignisses sich „in die rigidere Konturierung eines Feindbildes Islam“ (S. 335) im Einwanderungsdiskurs einreihet.

„Islamkritische“ Blogger, der Papst und authentische Stimmen

Weblogs, rechts-konservative Parteien, die evangelische und die katholische Kirche sind Gegenstände von vier Beiträgen zu institutionalisierter Islamfeindlichkeit im dritten Kapitel. Untersuchungsmaterial sind dabei die Blogs *Politically Incorrect* und *Akte-Islam* (Sabine Schiffer), die Rolle von CDU und CSU in legislativen Prozessen, ihre Programmatik und persönliche Stellungnahmen (Mohammed Shakush) sowie die 2006 erschienene Handreichung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (Wolf-Dieter Just) und die Regensburger Rede von Papst Benedikt XVI (Jobst Paul). Intensität und Form des antimuslimischen Rassismus unterscheiden sich dabei stark: Während genannte Weblogs unter anderem Nazi-Vergleiche und Verschwörungstheorien nutzen, schielen CDU und CSU neben der Unterstützung von Kopftuchverboten und Gesinnungstests auch stellenweise

auf das Potenzial konservativer muslimischer Wählerschichten – Shakush weist auf einen „Boden für eine Art symbiotische Beziehung“ (S. 378) hin: die gemeinsame Religiosität.

Prominente haupt- oder nebenberufliche „Islamkritiker_innen“ – das zeigt das letzte Kapitel „Personelle Islamfeindlichkeit“ – einen nicht nur gemeinsame Argumentationsstrategien, sondern auch Solidarität bei öffentlicher Kritik gegenüber Einzelpersonen und gegenseitige Zitation (vgl. S. 434 f.), wie zum Beispiel Thorsten Gerald Schneiders anschaulich darstellt. Mit „muslimische[n] Antimuslime[n]“ als „authentische[n] Stimme[n]“ (S. 462) der Islamkritik setzt sich Birgit Rommelspacher am Beispiel von Necla Kelek und Seyran Ates auseinander. Diese spielen auch für die Nicht-Anerkennung rassistischer Strukturen eine Rolle, indem sie zum Beispiel das Deutschsprechen als Gegenmittel zu Diskriminierung darstellen und mangelnden Nationalstolz unter „den Deutschen“ feststellen (vgl. S. 461, 464).

Anknüpfungspunkte

Das Phänomen, dass Frauen, die in ihren Familien oder in ihren Herkunftsländern Unterdrückung erfahren haben, zu Kronzeuginnen der Anklage gegen den Islam werden, erfordert auch in Zukunft eine genaue Analyse der beteiligten Akteur_innen sowie der dahinter stehenden Allianzen und Motivationen. Denn die Präsenz ihrer Lebensgeschichten und Haltungen zum Islam in der Öffentlichkeit hängt auch von den Interessen der Mehrheitsgesellschaft ab, die mit ihrer Vorherrschaft in den Redaktionen der Medien und in politischen Ämtern die Verteilung von Aufmerksamkeit beeinflussen und kontrollieren. Dabei geht es vor allem um Definitionsmacht - welche Lebensentwürfe und -erfahrungen werden als repräsentativ und damit in gewissem Sinne als „wahr“ und „authentisch“ betrachtet, welche werden der Kategorie „Ausnahmefall“ zugeordnet und welche Meinungen als „subjektiv“ diskreditiert? Letztere Erfahrungen mussten und müssen besonders muslimische Frauen machen, die zum Beispiel während der Sarrazin-Debatte versuchten, in Talkrunden, Podiumsdiskussionen und Zeitungsartikeln mit ihren Standpunkten gegen das herrschende Klischee der unterdrückten und rettungsbedürftigen muslimischen Frau vorzugehen.

Es zeigt sich, dass zur Benennung antimuslimischer Haltungen und Handlungen ein breites Spektrum an Begriffen kursiert – diese umfassen zum Beispiel auch Fremdenfeindlichkeit, Islamophobie und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit. Die Bezeichnung „antimuslimischer Rassismus“ bleibt leider im akademischen Mainstream zu Gunsten der Verwendung anderer Begriffe oft im Hintergrund.

Die interdisziplinäre Aufstellung der Beitragenden dient einerseits der Darstellung des Spektrums islamfeindlicher Haltungen, andererseits stehen einige Beiträge eher unverbunden nebeneinander und wirken auf Nicht-Kenner_innen des jeweiligen Wissenschaftsbereichs zunächst sehr abstrakt. Um mögliche Zusammenhänge zwischen historischer (christlicher) Islamfeindlichkeit, Orientalismus und gegenwärtigem antimuslimischen Rassismus aufzuzeigen, bleiben weiterführende zusammenfassende Analysen notwendig - zu beachten wären dabei die Verbindungen zum Themenkomplex Integration (- an dieser Stelle sei auf die lesenswerte Ausgabe von *Widerspruch („Integration und Menschenrechte“ - Nr. 59, 2/2010)* verwiesen).

In einigen Beiträgen werden antimuslimische Haltungen auch als „Ängste“ beschrieben – das zeigt, dass die psychologisierenden Tendenzen der Rassismusforschung auch beim Thema antimuslimischer Rassismus wirken. Die Funktionen der Marginalisierung von Muslim_innen bleiben dadurch oft unsichtbar. Neben dem Konstrukt von Fremdheit und Bedrohung gibt es handfeste Interessen an dieser Marginalisierung, die, bewusst oder unbewusst, eine Absicherung der eigenen Privilegien zum Ziel hat. Die sogenannte ethnische Unterschichtung durch „Gastarbeiter“ ist dafür ein Beispiel aus der deutschen Einwanderungsgeschichte. Werden diese Funktionen nicht ausdrücklich benannt, kann auch der erste Schritt - eine Anerkennung eben dieser existierenden Privilegien – nicht stattfinden.

Insgesamt ist „Islamfeindlichkeit – Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen“ weniger als eine Analyse von Überschreitungen feststehender Grenzen zu lesen, sondern als eine notwendige Anerkennung der historischen und institutionellen Ausgangsbedingungen der Islamkritik und der asymmetrischen Machtbeziehungen zwischen Kritisierenden und Kritisierten – denn letztendlich sind die vorherrschenden Ausformungen gegenwärtiger „Kritik“ am Islam nicht zu trennen von der Diskriminierung deutscher Muslim_innen. Trotzdem können besonders die in mehreren Beiträgen

dargelegten Entlarvungen der angewendeten Argumentationsstrategien in der Praxis hilfreich sein, um Darstellungen und Behauptungen als antimuslimischen Rassismus zu erkennen. Der Band ist daher auch für die Konzeption eines Bullshit-Bingos zum Thema Islam zu empfehlen. Denn die nächste Podiumsdiskussion oder Talkshowrunde mit dem Titel „Gehört der Islam zu Deutschland?“, „Wie viel Islam verträgt Deutschland?“ oder „Ist die Integration gescheitert?“ kommt bestimmt.

Thorsten Gerald Schneiders (Hg.) 2010:
Islamfeindlichkeit. Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen. 2. Auflage.
VS Verlag, Wiesbaden.
ISBN: 978-3-531-17440-2.
498 Seiten. 49,95 Euro.

Zitathinweis: Hannah Schultes: Kritik der „Islamkritik“. Erschienen in: . URL:
<https://kritisch-lesen.de/s/pWiZ6>.

Plädoyer für Überwachung



Kirsten Heisig

Das Ende der Geduld

Konsequent gegen jugendliche Gewalttäter

Kirsten Heisig wandelt zwar im Denkfolge Sarrazins, macht allerdings keinerlei Aussagen zu Muslimen an sich. Dafür plädiert sie für ein umfassendes Überwachungssystem in "gefährdeten Bezirken" nach dem Vorbild der USA.

Rezensiert von [Fritz Güde](#)

Kirsten Heisig war an die zwei Jahrzehnte Jugendrichterin in Berlin-Neukölln und berichtet in ihrem einzigen hinterlassenen Buch von dort erlebten Problemfällen. (Dass sie wenige Monate nach Fertigstellung des Werks freiwillig aus dem Leben ging, gab zu Spekulationen Anlass, zu denen wir uns jeder Stellungnahme enthalten.)

Kirsten Heisig wurde nach ihrem Tod von manchen Schnell-Lesern einfach als Bestätigerin von Sarrazin gewertet. Das ist entschieden falsch. Im Gegensatz zum Breitsensenschnitt des Vordenkers kennt Kirsten Heisig auch deutsche jugendliche Straftäter in beachtlicher Zahl und findet keine erheblichen Unterschiede zu den Kollegen mit "Migrationshintergrund". Auch spricht sie kaum vom Islam an sich als möglichem Grund von Untaten, sie unterscheidet jedoch fein säuberlich zwischen der türkischen und der "arabischen" Einfluss-Sphäre ("arabisch" - wie dem Buch zu entnehmen ist - als Sammelbegriff für libanesisch-kurdisch-palästinensisch verwendet). Hier spricht sie, immer noch einigermaßen nachvollziehbar, das System der Großfamilien an, in denen der einzelne Jugendliche nach einer Straftat Schutz findet, unter Umständen auch von Schule zu Schule, von Wohnort zu Wohnort weitergeschoben werden kann, um Unannehmlichkeiten zu entgehen. Dafür bringt sie überprüfbare Beispiele an. Auffällig allerdings der Blickwinkel, aus dem alle Schäden

gesehen werden und daraufhin geheilt werden sollen. Es ist der der ausgepichten eingefleischten Fachjuristin, die alle Gesetze gewogen hat und ein jedes für gleichgewichtig nimmt, handelt es sich nun um Bahnfahren ohne Fahrschein oder um Angriffe mit dem Hockeyschläger.

Liebevoll werden gleich bei den Fallbeschreibungen am Anfang des Buches die „Schwarzfahrten“ aufgezählt, die sich den anderen Delikten der jugendlichen Täterinnen und Täter an die Seite stellten. Bei der Schilderung eines Dienstvormittags bekommen die Nur-„Schwarzfahrenden“ noch mal eine ganze Stunde Verhandlungszeit zugebilligt. Nirgends taucht der einfache und bescheiden sozialreformerische Gedanke auf, solche Jugendlichen aus den entsprechenden Kreisen mit einem Freifahrschein zu versehen. Das Parlament hat nun einmal die Ahndung beschlossen: Also muss das auch durchgesetzt werden. Entsprechend verläuft der Gedankengang im ganzen Werk. Der junge Delinquent - es kommen fast nur Berichte über Jungs vor - wird mit liebevoller Strenge als bloßes Objekt gesehen. Es kommt darauf an, ihn mit allen Mitteln so zu überwachen, dass er dann später zu Lehrstelle und einfacher pünktlicher Dienstleistung fähig ist. Dazu - und das ist Heisigs Vorschlag - müssen alle staatlichen Stellen zusammenarbeiten, um eine lückenlose Überwachung zu erreichen.

Der Datenschutz für Jugendliche wird bedenkenlos freigegeben. Er hat vielleicht anderswo seine Berechtigung, aber nicht bei Leuten zwischen 14 und 21 Jahren. Schutzinteressen darf es nicht geben, wenn - an erster Stelle - die Polizei, dann das Jugendamt, die Schulen, die Jugendvereine zusammenarbeiten, um möglichst schon präventiv einschreiten zu können. So spielt der unerbittliche Kampf gegen die "Schulabstinenz" die allerwichtigste Rolle. "Schulabstinenz" - ein Neologismus für das bekannte Schulschwänzertum. Strafen gegen säumige Eltern helfen da vielleicht weiter. Und wenn jemand einwendet, solche hätten oft nur Hartz IV, muss wieder der Gesetzgeber herhalten. Der hat doch sicher gewusst, dass diese Strafen vor allem die "sozial Benachteiligten" treffen. Also ist gegen Bußgelder in diesen Kreisen nichts einzuwenden.

In der Schule wieder ein besonders zu beachtender Punkt: Schimpfwörter gegenüber Lehrerinnen und Lehrern sofort anzeigen und ohne zeitlichen Verzug ahnden. (Früher hat man die hinterhergerufenen "Arschpauker" am besten überhört. Jedesmal schon deshalb zum Richter rennen - du lieber

Himmel.) Die Schulen haben in den Sekundärtugenden zu trimmen. So früh wie möglich ist mit der Berufsberatung zu beginnen, damit Schüler Jörgi sich rechtzeitig darauf einstellt, was ihn als Azubi Jörgi erwartet. Mit Recht wird zwar der Lehrermangel beklagt. Worüber Kirsten Heisig aber kein Wort verliert, das ist was man in den Schulen sonst noch treiben könnte, was selbst einen „Straßen-Rowdy“ noch interessieren möchte. In das Internat der Lietz-Schule, in dem ich zehn Jahre verbrachte, wurden in finanziell besseren Zeiten immer wieder von Jugendämtern Kinder geschickt, die zumindest nahe an Bestrafungen vorbeigerutscht waren. Tatsächlich erwiesen sie sich nicht gerade als universell lernbegeistert. Aber es gab doch kaum einen, der Interesse für nichts gezeigt hätte, wenn man nur fähig war, genügend Aufmerksamkeit auf ihn zu verwenden. Was wieder mit der relativ großen Anzahl von Lehrerinnen und Lehrern zu tun hatte, bezogen auf die Schülerzahl. Ich erinnere mich an einen, den ich zum Jugendgericht als sein "Familienvater" begleitete. Er war beschuldigt, weil er nach dem Erntedank in eine Kirche eingestiegen war und dort sich an den Gaben auf dem Altar gütlich getan hatte. Die Richterin war sehr freundlich. Nur: Wie fuhr sie auf, als der Delinquent in aller Unschuld erzählte: "Ja, und wie ich dann drin war, habe ich erst mal gemütlich gevespert". "Wie? Gevespert nennen Sie das? Vom Tisch des Herrn...." Und um ein Haar wäre aus dem Mundraub Einbruch mit Raub in einem schweren Fall geworden plus Ansatz zur Gotteslästerung. Und war doch nur unbedachte Wahrheitsliebe aus kirchenfernem Mund gewesen. Es ließ sich dann alles noch beibiegen, aber mir wurde bei der Gelegenheit klar, wie - bei berechtigtem oder unberechtigtem richterlichen Zorn - sich Pyramiden des Verwerflichen auftürmen lassen.

Kirsten Heisig hat auch Studienfahrten in Großstädte anderer Länder unternommen und stellte dort befriedigt fest, dass vor allem die Polizei noch etwas mehr in Erfahrung bringt und schneller vorbeugt als in Deutschland. Sie hat sicher einen ungeheuren Arbeitseinsatz erbracht und mehr getan als viele andere im Jugendgericht Beschäftigte. Nur eins ist ihr nie in den Sinn gekommen: dass es in entsprechenden Brennpunkten der USA das alles schon gibt. Geben muss, wenn man einer Serie Glauben schenkt, die in VOX lange Zeit lief: "Public Boston". Da wird eine Schule ausführlich und liebevoll vorgeführt, stark auch aus der Sicht der Lehrer. Zum gewöhnlichen Unterricht kommt man dort freilich fast nie. Es gibt immer neue Disziplin- und Kriminalvorkommnisse. Der von Kirsten Heisig nicht einmal gewünschte Haus-

Kriminalkommissar mit Waffe ist dort der wichtigste Mann. Lehrer werden wegen kleiner Misshelligkeiten ohne weiteres suspendiert oder gleich gefeuert. Das wichtigste am Unterricht muss - wenn man der Serie glauben darf - der morgendliche Namensappell sein. Bedeutungsvolle Fragen immer neu: Wer war dabei? Wer hatte die Aufsicht? Was sagen die weiteren Behörden? An welcher Stelle im alljährlichen Leistungsvergleich werden wir uns wiederfinden? Informationen über alle: Lehrer wie Schüler liegen beim ersten Computerklick vor. Verkehrsunfälle? Liebschaften? Cliquenzugehörigkeit? Besondere Vorkommnisse im Stadtviertel? Eltern? Deren Beruf und Vorleben? usw.

Dass Sarrazin mit seinen Statistiken und Schlussfolgerungen ein Luftikus war, wird sich vielleicht noch allgemein herausstellen. Viel gefährlicher - trotz und wegen ihrer Verdienste als Fachfrau - muss dagegen Kirsten Heisig wirken. Weil sie wirkliche Leiden in Elendszentren benennt - und weil sie ganz ohne den dumpfen Rassismus Sarrazins die lückenlose Überwachung bestimmter Menschengruppen vorschlägt. - Weil sie damit eine ganze Sorte Menschen zum bloßen Objekt der Bearbeitung erklärt, im Interesse einer anderen Menschengruppe, die sich mit möglichst geringen Kosten zu ihrer Ausbeutung bereithält. - Weil sie damit, ohne es vielleicht gewollt zu haben, den aufgeklärten zupackenden Klassenkampf von oben unterstützt.

**

Die Rezension erschien in einer ähnlichen Fassung zuerst im November 2010 bei trueten.de (Update: kritisch-lesen.de, sfr, 4/2011)

Kirsten Heisig 2010:

Das Ende der Geduld. Konsequenz gegen jugendliche Gewalttäter.

Verlag Herder, Freiburg.

ISBN: 978-3-451-30204-6.

208 Seiten. 14,95 Euro.

Zitathinweis: Fritz Güde: Plädoyer für Überwachung. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/PUtGT>.

Öfter mal stilllegen



Edward Abbey

Die Monkey Wrench Gang

Der Roman liefert auf unterhaltsame Weise Inspirationen, wie man im wahrsten Sinne des Wortes Sand ins Getriebe streuen kann.

Rezensiert von [Thomas Trueten](#)

2010 wurde der Kultklassiker *Die Monkey Wrench Gang* von Edward Abbey - illustriert mit 50 Zeichnungen von Robert Crumb - im Verlag Walde-Graf neu aufgelegt. In Zeiten, in denen die diversen Bestsellerlisten von esoterischen Ratgebern, allerlei Lehrbüchern zur Frage, wie man am stilvollsten Menschen umbringt oder Sachbüchern abgehalfterter Bundesbankvorstandsmitglieder überquellen, liest sich der subversive Roman eher ungewohnt. Die unterhaltsame Lektüre in Sachen *Ziviler Ungehorsam* hat zwar schon 36 Jahre auf dem Buckel und die Mentalität seiner Protagonist_innen entspricht einem scheinbar längst untergegangenen Menschenschlag - trotzdem: Eine lesenswerte und inspirierende Anleitung dafür, wie man im wahrsten Sinne des Wortes Sand ins Getriebe streuen kann.

Die Kernhandlung spinnt sich um vier grundverschiedene Öko-Saboteure, einen Staudamm, der den Colorado River aufstaut, und verschiedene Brücken. Im Mittelpunkt steht der verwegene Plan der vier Saboteure, der Natur wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Der Finanzier des Quartetts, Doc Sarvis und seine praxisorientierte Lebensgefährtin Bonnie Abzug fackeln nicht lange. Insbesondere bei Werbeplakattafeln, die regelmäßig in Flammen aufgehen, wenn die beiden in der Nähe sind. Der recht abgewrackt herumlaufende Vietnam-Veteran George Washington Hayduke III. träumt permanent von

"Dynamit, Dynamit, Dynamit". Am besten von DuPont - dann wäre da noch der von seinen drei Frauen selten gesehene Mormone Joseph Fielding "Seldom Seen" Smith. Er organisiert Bootstouren auf dem Colorado River. Bei einer solchen lernen sich die vier kennen.

Die netten Saboteure üben sich zunehmend professioneller in der endgültigen Außerbetriebsetzung von Baugerätschaften aller Art, allen voran den bekannten Baggern und Erdräummaschinen der Firma Caterpillar, bekanntlich der weltgrößte Hersteller von Baumaschinen mit Hauptsitz in Peoria, Illinois (USA). Die Maschinen der auch heute noch unbeliebten Firma zeigen sich unerwartet empfindlich gegen Ablassen von Motoren- und Hydrauliköl, gegen Sand oder Melasse im Tank ebenso wie gegen brennbare Flüssigkeiten. Nach eingehender Behandlung mit dem namengebenden *Monkey Wrench* - dem schweren Schraubenschlüssel - widersteht keines der auf üblichen Großbaustellen verwendeten Fahrzeuge und anderen Gerätschaften. Aber auch ganz ohne Werkzeug lassen sich Vermessungspfähle durchaus kreativ neu anordnen. Unwissende Leser_innen erfahren durch die Lektüre, welche Tricks und Werkzeuge dazu nötig sind, und was man anstellen muss, um ein derartiges Fahrzeug zu starten. Überhaupt hat das Buch zahlreiche Tipps für zukünftige Saboteur_innen auf Lager, die fernab von Northface- oder Jack Wolfskin-Lifestyle Trekking ein Überleben und Agieren unter schwierigen Bedingungen ermöglichen vom Anlegen von Depots für Nahrungsmittel und Werkzeug, der Geldbeschaffung bis hin zum Fahrzeug- und Kennzeichenwechsel. Das Buch stand lange Zeit wegen dieser konkret dargestellten Sabotageakte in einigen US-Bundesstaaten auf dem Index und diente als Quelle der Inspiration für die 1979 gegründete radikale Umweltschutzorganisation *Earth First!*.

Der Gegenseite entgeht dieses anarchistische Treiben natürlich nicht. So entsteht aus einer zufälligen Begegnung mit einer selbsternannten Bürgerwehr - unter der Führung eines Mormonenbischofs, der "Seldom Seen" Smith seit langem auf dem Kieker hat - die Jagd auf die Truppe. Während sich die Schlinge immer enger zieht, bleiben weltanschauliche Auseinandersetzungen nicht aus. Bei der Planung der Sabotage einer Eisenbahnbrücke entspinnt sich eine Diskussion, wie weit "Gewalt gegen Sachen" gehen darf.

"Die Massen" spielen in dem Roman keine Rolle. Bedauerlich einerseits, erklärt sich das Handeln der Vier jedoch aus der offenkundigen Tatsache heraus, dass

die Phase der Massenproteste bereits erledigt oder nicht wahrnehmbar ist. Wobei sich die Frage stellt: Wie denn auch in der dünn besiedelten Gegend im Grenzgebiet zwischen Arizona, Colorado, New Mexico und Utah, in der die Handlung angesiedelt ist? Darin liegt einer der wesentlichen Unterschiede zu den gegenwärtigen Protesten hierzulande, seien es die Aktivitäten gegen Castortransporte, die gegen das Zwischenlager in Gorleben oder gegen Stuttgart 21. Nicht nur, dass es hier kaum einen Quadratkilometer ohne Wachtmeister gibt, auch die Möglichkeiten zur Vorbereitung, Durchführung und zur anschließenden Flucht unterscheiden sich doch zu sehr, als dass die Konzepte des Teams als Schema übernommen werden könnten. Trotzdem gab und gibt es mehr oder weniger erfolgreiche Versuche, die Erfahrungen der radikalen Umweltbewegung auch hierzulande in direkte Aktionen umzusetzen - von Blockaden und "Schottern". Ein Teil dieser spiegelt sich in der Geschichte der Startbahnbewegung der 1980er Jahre wider.

Eindeutiger Vorteil des Quartetts ist denn auch die Weitläufigkeit der Landschaft und die Abgeschlossenheit vieler der Ziele. Die Nutzung der geografischen Lage ist spätestens seit Clausewitz' Hinweisen im sechsten und vor allem siebenten Buch seines Werkes "Vom Kriege" - auch außerhalb des militärischen Kontextes - eine der Grundvoraussetzungen, die bei Protesten zu berücksichtigen sind. Die personelle Unterlegenheit gegenüber dem Macht- und Staatsapparat kann durch kleine, flexible Einheiten überwunden werden. Bewegte Menschen können trotz taktischer Unterlegenheit diese scheinbare Schwäche in Stärke verwandeln. Man muss den eigenen Kopf gebrauchen und das ist eine Stärke jedes einzelnen der Charaktere, die trotz mitunter aufkommender Zweifel an dem Bestreben festhalten, Bedenken den Bedenkenträgern zu überlassen und stattdessen konsequent zu handeln. Ein Prinzip, bei dem die vier auch diverse fleischliche und geistige Genüsse nicht zu kurz kommen lassen.

Das sehr ansprechend gestaltete und hergestellte Buch gehört daher - wenn auch nicht als konkrete Anleitung, sondern vielmehr als äußerst unterhaltsamer Denkeinstieg - in die Hand jedes politisch aktiven Menschen.

**

Die Rezension erschien in einer ähnlichen Fassung im Januar 2011 bei trueten.de (Update kritisch-lesen.de, sfr, 4/2011)

Edward Abbey 2010:
Die Monkey Wrench Gang.
Verlag Walde und Graf, Zürich.
ISBN: 9783037740156.
472 Seiten. 24,95 Euro.

Zitathinweis: Thomas Trueten: Öfter mal stilllegen. Erschienen in: . URL:
<https://kritisch-lesen.de/s/REFxM>.

Drittes Reich: Nur Land der entfesselten Unterwelt?



Hans Fallada

Jeder stirbt für sich allein

Fallada entwirft in seinem letzten Roman das Bild eines einsamen und folgenlosen Widerstandes, wie er ihn selbst gern ausgeübt hätte. Zu diesem Zweck verbirgt er sich selbst das Gesamtbild faschistischer Herrschaft.

Rezensiert von [Fritz Güde](#)

Fallada schreibt im ersten Jahr der Befreiung vom Faschismus zweimal ein Buch über die erlebten zwölf Jahre. Einmal den *Alpdruck* - eine präzise, selbstgerechte und ressentimentbeladene Niederschrift der Erlebnisse im letzten Jahr der Nazi-Herrschaft, vermutlich im ersten Teil noch in der Gefängniszeit unter den Nazis entworfen. In kleinster Schrift, zur Tarnung in einen antisemitisch gemeinten Roman über den jüdischen Finanzkönig Kutisker eingeschoben. Nach Darstellung des Biographen Werner Liersch war das ein von Fallada durchaus selbst gewählter Stoff für einen neuen Roman (vgl. Liersch 1997, S. 239). Das Beispiel zeigt die ungeheure Abhängigkeit Falladas von allen gängigen Zeitströmungen. Sein erster Erfolgsroman *Bauern, Bonzen und Bomben* war eigentlich gegen die präfaschistisch umgelenkte Bauernschaft geschrieben. Für eine geplante Neuauflage im Jahr 1938 scheut er sich nicht, ihn als Bauernroman im Sinne der Bewegung auszugeben.

Wie das Nachwort der Neuausgabe von *Jeder stirbt für sich allein* betont, galt Fallada während der Zeit der Nazi-Herrschaft als „unerwünschter Autor“ (S. 688). So ähnlich wie Kästner, der seine Kinderbücher über Schweizer Verlage

aber trotzdem verbreiten konnte. Und der - unter dem Pseudonym Bürger - für Goebbels Renommierfilm *Münchhausen* am Drehbuch mitschreiben durfte. Fallada veröffentlichte in den zwölf Jahren der Nazi-Herrschaft elf Bücher. Darunter *Wer einmal aus dem Blechnapf frisst* (1934) und *Wolf unter Wölfen* (1937), die nach Eigen- wie auch Fremdeinschätzung zu den aufrichtig gemeinten Werken gehören. Dazwischen ziemlicher Schrott im Sinn des Rückzugs auf die Scholle; Blut und Boden immer recht nahe. Auch Filmaufträge gab es immer wieder. Ohne den Moralonkel spielen zu wollen: Fallada schlängelte sich mit schlechtem Gewissen immer wieder durch. Bekam bis zum Ende auch immer wieder von einer der vielen zerstrittenen Fraktionen im NS-System Protektion. Etwa zwei längere Frankreichfahrten im Dienst des RAD (Reichsarbeitsdienst). Erwünschter Ertrag: ein lobendes Reisetagebuch, auch im Ausland absetzbar. Wurde nie geschrieben. Auch nie vom Dienst reklamiert.

Auch den Knast 1944/45 hätte sich Fallada so ungefähr in jedem System zuziehen können: er hatte im Suff auf seine Noch-Ehefrau Anne geschossen - oder zumindest sich in Gefechtsposition erwischen lassen. Dafür die in Monaten bemessene Gefängnisstrafe. Dies alles individuell im *Alpdruck* verarbeitet, aber nicht verwunden. Er hat im *Alpdruck* „ein Buch über Fallada mitgebracht. Nun wird er damit zu tun haben, sein Leben danach zu richten“ (Liersch 1997, S. 282).

Wie ließ sich das aber verallgemeinern?

Der aus dem Exil zurückgekommene Becher, Gründer des Kulturbundes, hatte Fallada die Akten des Prozesses gegen das Ehepaar Hampel - im Roman dann Quangel - zukommen lassen, die wegen „Hochverrats“ im Jahr 1943 zum Tod verurteilt worden waren. Ihr Delikt: Sie hatten beide nach der Nachricht vom Soldatentod ihres Sohnes zwei Jahre lang Postkarten ausgelegt und beschriftet, auf denen zum Sturz Hitlers und des ganzen Systems aufgerufen wurde. (Beispiele sind im Anhang des Romans abgedruckt. Kunstschrift. Ohne konkrete Hinweise auf Frontverlauf und Kriegsgeschehen.)

Wie alle seine Romane hat Fallada auch diesen in beneidenswerter Schnelligkeit fertiggestellt. 866 Schreibmaschinenseiten in vier Wochen. Das erklärt die Unmöglichkeit ausgedehnter Recherchen. Fallada muss sich auf

seine - oft hinfällige - Erinnerung verlassen. So ist bei ihm der Judenstern schon 1940 verpflichtend eingeführt, auch bei Bewegung im eigenen Treppenhaus. In Wirklichkeit gab es ihn erst nach Abbruch aller Brücken nach dem Überfall auf Russland. Anna, die Frau des Postkartenschreibers, schafft es, aus der Nazi-Frauenschaft ausgeschlossen zu werden, indem sie eine Bonzenfrau barsch auffordert, sich endlich in einer Waffenfabrik zur Arbeit zu melden. Das hätte nur das Arbeitsamt bestimmen können. Und gerade 1940 galt noch Hitlers Abneigung gegen Frauenarbeit - vor allem eine unter Zwang. Insbesondere wirkt die Aufforderung von einer Arbeiterfrau dann brüchig, wenn diese selber keiner Fabrikarbeit nachgeht. Schließlich folgen die Wallungen der Arbeiterin nahtlos der Hetze von Goebbels nach 1943 gegen die "Dämchen mit rotgemalten Fingernägeln" - allerdings nicht gegen die eigenen Bekannten angewandt. Das zeigt eine Eigenheit des Werkes: abstrakte Zeitlosigkeit. Der Krieg ist bei Fallada 1940 so belastend und so verhasst wie 1943. Dabei war die Hitlerfreudigkeit in Deutschland wahrscheinlich nie so groß wie nach der Kapitulation Frankreichs. Umgekehrt das beginnende Erschrecken nie so deutlich wie 1943 nach dem Fall von Stalingrad. Damals begannen die Geschwister Scholl und Professor Huber mit ihren Flugblättern voller inhaltlicher Mitteilungen. Die vollkommene Freiheit der Postkarten jener Familie Quangel von allen zeitgenössischen Informationen aus Zeitung oder Radio wird schon von Kommissaren im Roman verwundert vermerkt. Angeklagt wird von diesen Postkartenschreibern der Krieg. Der Krieg an sich, ohne jeden politisch ernst zu nehmenden Zusatz.

Ein Widerstand, nur genährt über ausgelegte Postkarten - am ehesten wäre er zu vergleichen mit der angeblichen Entfaltung der Aufstände in Tunesien und Ägypten nur über Twitter. So kurze Einträge können nur die schon Überzeugten mitreißen. Die eben über dieses Medium eines erfahren: Wir sind nicht allein. Gehen wir alle zum Treffpunkt. Politisch Unbeleckte vermögen sie kaum zu belehren. Der Aufmunterungseffekt entfällt im Postkartensystem völlig. Wie im Roman unfreiwillig - gegen die Überzeugungsabsicht des Verfassers - zugegeben wurde, bekam die Gestapo noch am Tag des Auffindens neunzig Prozent der Funde abgeliefert. Der Widerstand der Kartenschreiber lief also fast ausnahmslos ins Leere.

Die Gegner

Nicht so sehr die Kommissare der Gestapo sind in diesem Roman die Hauptgegner der Widerständler und damit die Träger der faschistischen Bewegung. Nazihelfer rekrutieren sich in erster Linie aus Zuträgern und Denunzianten. Da gibt es die Nazi-Familie Persicke mit dem hochbegabten sechzehnjährigen Sohn, der auf die *Napola* kommen soll. Dann aus dem Hinterhaus Barkhausen, Familienvater, Rennwetter, Erpresser. Enno auf der anderen Seite, von seiner Frau verstoßener Zuhälter. Sie alle lernen sich kennen beim Versuch, die leere Wohnung der Jüdin im dritten Stock auszurauben. Und bei der Praxis wechselnder Erpressung, bei der die NS-Familie Persicke zunächst Sieger bleibt, bis die Gestapo eingreift, die in diesem Fall sogar eher friedensstiftend auftritt.

Diese Gauner stellen die wirklichen Verfolger - ohne anderen Antrieb als Gewinn gier. Wer legt den anderen am ergiebigsten rein? Ein Persicke, Mitglied der Familie, die den schärfsten Durchblick im ganzen Roman zugeteilt bekommt, brüllt beim Sieg über Frankreich die einzige Wahrheit heraus, die er versteht: "In nem Vierteljahr sind die Tommys erledigt und dann sollste ma sehen, wie der Führer uns leben lässt. Denn können die andern bluten, un wir sin die Herren der Welt." (S. 10) Der fertige *Napola*-Schüler Baldur Persicke am Ende: "Ich entwickele auf der Schule meine Führereigenschaften", erklärte Baldur schlicht. "Für alle Fachgeschichten werde ich untergeordnete Kräfte haben. Aber ich werde die Leute unter Dampf halten. Und die Iwans werde ich schleifen. Es gibt viel zu viel von denen" (S. 549) Die ideologische Gefangenschaft der Nazis und der Mitlaufenden wird auf die direkte Ausbeutungsabsicht fremder Völker reduziert. Reicht das aber aus, um den *idealistischen Zauber* des Faschismus zu erklären?

Die Herrschaft der sich gegenseitig bekämpfenden Brutalos wird im Rückblick von Fallada als ein Schauspiel germanischen Weltuntergangs gesehen. Wie es in *Muspilli* heißt, der Zukunftsvision der Norne: "do ne wirt mac helpan dem mac" - da werden Verwandte gegeneinander antreten, so zerfallen alle Familienbände. Die Söhne fallen über den alten Zuhälter her und berauben ihn. Sohn Persicke erpresst den Oberarzt, seinem Vater eine doppelte Ration eines Kotzmittels zu verabreichen, das dieser nicht überleben wird. Der Zuhälter wird vom Kommissar am Seerand erschossen. Ja, Fallada übernimmt billigend die Zustimmung zum Verfall im allerletzten Kapitel. Der verwahrloste

Sohn, auf dem Land wieder zu sich gebracht, trifft auf den völlig verratzten und elenden Vater, der ihn um Unterkunft bittet. "Und dann, wenn ich wüsste, ein Barkhausen sitzt auf meinem Wagen, dann drehte ich die Peitsche um und prügelte den Kerl so lange, bis er runter wäre von meinem Wagen." (S. 665) Und als er dem Alten mit der Polizei gedroht hat, sein Resumé:

"Was, Toni, wir lassen uns von so einem nicht noch mal das Leben verpfuschen? Wir haben's neu angefangen. Wie die Mutter mich in das Wasser gesteckt und mit ihren eigenen Händen allen Dreck von mir abgewaschen hat, da hab ich mir's geschworen: Von nun an halt ich mich alleine sauber! Und das wird gehalten." (S. 667)

Fallada sieht in der erhobenen Peitsche gegen den Vater den endlichen Schritt der Reinigung von allem Vergangenen. Symbolischer Vatermord - und damit zugleich Anknüpfung an Falladas erstes Werk *Der junge Goedeschal* (1920). Gericht des Sohnes über den wilhelminischen Vater - jetzt als Reinigung von aller Gewaltherrschaft propagiert und wiederholt.

Was fehlt?

Das Merkwürdigste am Roman ist dasjenige, was fehlt. In *Bauern, Bomben und Bonzen* hatte Fallada scharfsichtig gezeigt, wie die an sich berechnete Bauern-Bewegung von den Nazis unter den Nagel gerissen wurde. In *Wolf unter Wölfen* hatte er präzise gezeigt, wie die Großgrundbesitzer im Osten als Unterkunftsstellen dienten für Soldaten, eigentlich Söldner, der Schwarzen Reichswehr unter Major Ruckhaber - und hatte wenig Illusionen gelassen über die vereinigten Absichten beider Gruppen, die sich nach 1933 als "alte Kämpfer" vereint wiederfanden. In Rowohlts Zeitschrift *Tagebuch* analysiert er zur Ereigniszeit 1923 den Putsch der Festung Küstrin im republikanischen Sinn. Von all diesen Erkenntnissen findet sich kein einziges Wort im ganzen Buch. Obwohl in der DDR des Jahres 1946 die herkömmlichen Analysen der ökonomischen Wurzeln des Faschismus nur allzu weit propagiert worden sein müssen. Der wirkliche kommunistische Widerstand im Jahre 1940 wird kurz und abstoßend geschildert. Die Kommunisten schließen zwei Sympathisanten wegen Geschwätzigkeit aus der Zelle aus. Und tauchen als denkbar unsympathische Gestalten noch einmal auf. Dass Fallada jeden wirkungsvollen

Aufstand erbittert ablehnt, vertraut er der geheimen Kladde im Knast schon 1944 an:

"Wir haben nichts so Lächerliches getan, wie Verschwörungen zu schmieden und Putsche anzuzetteln, was man in völliger Verkennung der wahren Lage im Ausland immer von uns erwartet hat. Wir waren nämlich keine Selbstmörder, deren Tod einem anderen genützt hätte. Aber wir waren das Salz der Erde." (Fallada 1987, S. 562)

Widerstand in voller Einsamkeit

Woher dann - trotz allem - die Wirkung des Romans - in Ost und West? Vielleicht aus dem Bild verschlossenster Einsamkeit im Widerstand. So hätte Fallada sich gerne verhalten. Durch seinen Broterwerb (Schreiben) wurde ihm das immer neu verwehrt. Er prostituierte sich. Vielleicht mit ein Grund für seine Morphium- und Trunksucht. Ausdruck der Hoffnungslosigkeit im Verfall. Schon der Titel des Romans ist einem Werk entnommen, das Fallada für sein höchstes, alle anderen für sein flachstes hielten - *Wir hatten mal ein Kind* (1934) endet folgendermaßen:

"Vollkommen erfährt der Einzelgänger [des Romans, Anm. fg] nur das Unglück. Ein Kind stirbt ihm. Der Hof geht zugrunde. Seine Verbindung mit Christiane wird öffentlich beschmutzt. Er hat das Gefühl, in einer Welt voller Feiglingen und Lügner zu leben, und einmal mehr rennt der Sucher Gäntschow [Held des Romans, Anm. fg] gegen das düstere Bild an. Er jagt mit dem Verleumder im Kutschgespann an der Rügensch Steilküste entlang. Jäh wird aus der wilden Fahrt tödlicher Ernst, und er stürzt in die Konsequenz seines Schicksals - (...) alle Quälerei war umsonst, jeder stirbt allein, und allein zu sterben ist bitter" (Liersch 1997, S. 210)

Eigentlich, muss man daraus schließen, hat Fallada sich damals schon den einsamen Widerstand erträumt. Einen, der ihm den Kontakt mit allen anderen Widerstehenden erspart. Nur reicht das nicht aus. Wie sehr Fallada da ein persönliches Schicksal als allgemeines sich ausdenkt, wird auch in der Gestalt des rätselhaften Kammergerichtsrats aus dem Erdgeschoss sichtbar. Er ist ganz offenbar der Gestalt des eigenen Vaters nachgebildet, er, den Fallada in den ersten Leerlaufbüchern immer angeklagt hatte. Jetzt ist er der pensionierte

Blutrichter, hat 21 Todesurteile verhängt. Aber hungert und dürstet nach einem Gespenst: Gerechtigkeit. Er setzt sich zwar gegen das einzelne Unrecht, dem er begegnet, zur Wehr. So will er erfolglos die Jüdin Rosental retten. Vor dem Todesurteil verschafft er den beiden Quangels Zyankali-Kapseln, um ihnen das Sterben zu erleichtern. Dennoch schreitet er ganz fremd und verbindungslos durch den Roman. Als Zeichen nur individueller Versöhnung mit dem Vertreter des einst abgelehnten autoritären Gerichtsstaates wird er im Roman geehrt. Mit der Möglichkeit freilich für niemanden zur Nachahmung.

Am Ende seines Lebens wird Falladas Roman des Widerstands - für alle - doch noch einmal die Replik seines *Alpdruck*. Einsam alles durchstehen, um "anständig" geblieben zu sein. Wie auch das zweideutige Trostwort des Mitgefangenen im Roman lautet: Quangel fragt ihn, was hat angesichts des sicheren Todes unser Widerstand genützt? Antwort: "Uns viel - weil wir uns bis zum Tode als anständige Menschen fühlen können." (S. 567) Das "Anständige", wie es auch Himmler mit Vorliebe verwendete. Nicht das Wirksame, wie es politisch zu fordern wäre.

Der letzte Roman dessen, der für seine welthaltigeren Werke als Balzac des zwanzigsten Jahrhunderts angesehen und geschätzt wurde, ist der eines Einsamen, der sich nur im Bild der Einsamkeit wiederfinden kann. Politisch falsch. Als Lebenszeugnis unvergesslich.

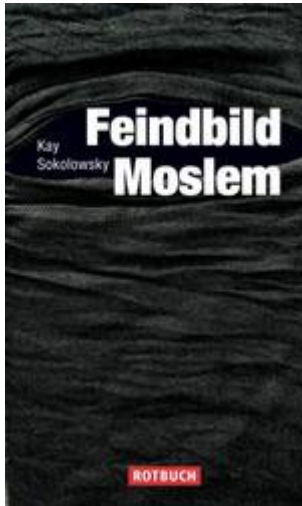
Zusätzlich verwendete Literatur

Crepon, Tom 1984: Leben und Tode des Hans Fallada. Eine Biographie. Ullstein Verlag, Berlin. Fallada, Hans 1987: Der Trinker/Der Alpdruck. Herausgegeben von Günter Caspar. Aufbau Verlag, Berlin. Liersch, Werner 1997: Hans Fallada. Sein großes kleines Leben. Rowohlt Verlag, Reinbek.

Hans Fallada 2011:
Jeder stirbt für sich allein.
Aufbau Verlag, Berlin.
ISBN: 978-3-351-03349-1.
704 Seiten. 19,95 Euro.

Zitathinweis: Fritz Güde: Drittes Reich: Nur Land der entfesselten Unterwelt?
Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/jsocb>.

Feindbildhauer



Kay Sokolowsky
Feindbild Moslem

Kay Sokolowskys Buch über neuesten deutschen Rassismus.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Der Mord an der Ägypterin Marwa El-Sherbini in Dresden, die rassistischen Äußerungen des Bundesbankers Thilo Sarrazin, das Minarettverbot in der Schweiz: Die drei Beispiele aus dem letzten halben Jahr zeigen, wie sich Rassismus aktuell ausdrückt. Der Journalist Kay Sokolowsky zeigt in seinem Buch „Feindbild Moslem“, dass es sich um ein altes Phänomen in neuem Gewand handelt.

Er beginnt seine Untersuchung Anfang der 1990er Jahre, als bei rassistischen Pogromen etliche Menschen ihr Leben verloren. Politiker zeigten sich geschockt, verurteilten die Morde pflichtgemäß, forderten aber im gleichen Atemzug eine Verschärfung des Asylrechts. 1993 beschloss der Bundestag mit den Stimmen von Union, FDP und SPD die faktische Abschaffung des Menschenrechts auf Asyl. In dieser Atmosphäre entstand damals eine heute längst vergessene Expertise von Eckart Schiffer aus dem Bundesinnenministerium, in der unter anderem eine homogene Kultur der „Heimat“ postuliert wurde. Hier sieht Sokolowsky die Konturen eines Feindbildes, das zehn Jahre später deutlicher sichtbar werden sollte.

Auf die Vorläufer folgten – wie Sokolowsky formuliert – die „Feindbildhauer“. Eine wichtige Rolle spielte in den letzten Jahren der Spiegel unter seinem Chefredakteur (bis 2008) Stefan Aust. Bis einschließlich 2007 erschienen beinahe ein Dutzend tendenziöser Titelgeschichten wie „Allahs rechtlose Töchter – Muslimische Frauen in Deutschland“, „Papst contra Mohammed“ und „Mekka Deutschland – Die stille Islamisierung“. Sokolowsky meint, man könne Aust zwar nicht unterstellen, den Islamfeinden die Fackeln in die Hand gedrückt zu haben, aber „er stand auch nicht im Weg, als sie nach Feuerzeugen suchten.“

Im folgenden Kapitel befasst sich Sokolowsky mit den „Kronzeugen“ für die muslimische Gefahr, von denen die Publizisten Ralph Giordano und Henryk M. Broder die bekanntesten sein dürften. Sie stehen nicht in Verdacht, Neonazis zu sein. Sie bedienen sich aber – jenen ähnlich – rassistischer Argumentationsmuster, in denen „die Muslime“ zumeist per se als frauen-, demokratie-, und judenfeindlich dargestellt werden. Gedanklich in unmittelbarer Nähe zu ihnen befinden sich die Blogger rund um die Internetseite Politicially Incorrect (PI.). Die Seite steht im Zentrum antimoslemischer Blog-Aktivitäten. PI.-Artikel werden nicht nur munter von anderen Seiten übernommen, es werden überdies ständig Beiträge von nicht primär-rassistischen Publikationen verlinkt. Sie werden dann von der nicht großen, dafür im Hass zielsicheren PI.-Szene in hoher Taktung kommentiert. Das kann manchmal zu dem Eindruck führen, eine überwiegende Mehrzahl der Leser von Online-Portalen großer Tageszeitungen sei stramm rassistisch. Offiziell bezeichnet sich Politicially Incorrect als »proisraelisch«, doch Diskussionen etwa um deutschen »Schuldkult« zeigen exemplarisch, dass der Antisemitismus hier nicht verschwunden ist, »der Moslem« aber momentan als das vitalere Feindbild erscheint. Der Angriff auf den Islam eignet sich deshalb hervorragend als Vorwand, weil Islamkritik nicht tabuisiert ist, nur die Parole »Ausländer raus«. So kann alter Rassismus in neuem Gewand auftreten.

Ein bisschen einfach macht es sich Sokolowsky, wenn er nach den Ursachen für den aktuellen Rassismus sucht. Nach ihm stehe am Anfang von Rassismus die (irrationale) Angst vor dem Fremden und der Unwille, den Fremden als Gleichen zu akzeptieren. Doch zeigen gerade die zahlreichen Beispiele in seinem Buch, dass Rassismus im Gewand der Islamkritik eher ein kalkuliertes Spiel mit der Angst und somit etwas sehr Rationales zu sein scheint. Die

Gefahr bei Sokolowskys Betrachtungsweise liegt auf der Hand: Rassisten werden pathologisiert, Rassismus wird so durch die Hintertür still und heimlich entpolitisiert. Es muss bei der Ursachenforschung also tiefer angesetzt werden, etwa bei der Frage: Wie und warum wird Fremdheit konstruiert? Die Antworten sind mannigfaltig. Dabei findet ein Mittel zur Erzeugung von rassistischer Haltung bei Sokolowsky zuweilen wenig Beachtung: Die Sprache. Sehr häufig verwendet er die Begriffe Fremdenfeindlichkeit, Ausländerfeindlichkeit und Xenophobie als Synonym für Rassismus. An keiner Stelle des Buches wird auf die seit Jahren geführte Diskussion eingegangen, inwieweit diese Begriffe nicht nur unpräzise sind, sondern – schlimmer noch – Fremdheit reproduzieren und somit ein Zahnrad bei der Erstellung und Verfestigung rassistischer »Wirklichkeit« sind.

Trotz diesen Schwächen ist »Feindbild Moslem« ein lesenswertes Buch, das vor allem durch ausgezeichnete Recherche besticht. Es gibt wohl aktuell kaum ein Buch auf dem Markt, das journalistisch und somit für ein breiteres Publikum zeigt, wie sich der rassistische Diskurs in den letzten zwei Jahrzehnten geändert hat.

**

Die Rezension erschien zuerst im Januar 2010 auf stattweb.de und am 25.01.2010 in [Junge Welt](http://JungeWelt.de) (Update: kritisch-lesen.de, ast, 01/2011)

Kay Sokolowsky 2009:
Feindbild Moslem.
Rotbuch Verlag, Berlin.
ISBN: 978-3-86789-083-0.
256 Seiten. 16,90 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Feindbildhauer. Erschienen in: . URL:
<https://kritisch-lesen.de/s/kAgL4>.

Zweifelhafte Abgrenzung

Ohne Bild

Udo Ulfkotte

Vorsicht Bürgerkrieg

Was lange gärt wird endlich Wut

Udo Ulfkotte unterstreicht in seinem neuen Buch seine Ambitionen, Rechtspopulismus in Deutschland zu verankern. Die Abgrenzungen zum Rechts"extrem"ismus sind dabei nichts weiter als Phrasen.

Rezensiert von [Sebastian Friedrich](#)

Die Ergebnisse der Europa-Wahl zeigten, dass sich Rechts-außen-Parteien zwar europaweit im Aufwind befinden, sie in Deutschland aber momentan kaum reale Chancen bei bundesweiten Wahlen haben. Die Republikaner erreichten lediglich 1,3 Prozent, die DVU fuhr gar nur 0,4 Prozent ein. Anders lief es für das rechte Spektrum in vielen anderen europäischen Ländern. Insbesondere über den Wahlerfolg des "Rechtspopulisten" Geert Wilders in den Niederlanden wurde in den Medien breit berichtet. Dabei fällt auf, dass erneut stringent zwischen rechtspopulistischen und rechts"extrem"en Parteien unterschieden wurde.

Das ist jedoch keine neuerliche Wendung. Seit die Kategorie Rechtspopulismus existiert, wird diese in den politischen und wissenschaftlichen Diskursen meist verharmlost. Es liegt die vorherrschende Vorstellung zugrunde, rechtspopulistische Politik versuche mit unrealistischen, aber populären Versprechungen, kurzfristig ein Maximum an Wählerstimmen zu mobilisieren. Da Rechtspopulismus primär also aus opportunistischen Gründen beispielsweise rassistische Ressentiments bediene, wird in der Betrachtung oft die Behauptung nachgelegt, Rechtspopulismus sei im Vergleich zum sogenannten Rechts"extrem"ismus moderater oder gar weniger gefährlich.

Wie steht es aber um diese Einschätzung? Ist Rechtspopulismus wirklich eine moderatere Form des Rechts"extrem"ismus und weniger gefährlich? Um diese Fragen zu beantworten, empfiehlt es sich, exemplarisch einen Blick in das aktuelle Buch der Person zu werfen, die seit Jahren versucht, Rechtspopulismus in Deutschland salonfähig zu machen: Udo Ulfkotte.

Der ehemalige FAZ-Redakteur und selbsternannte Islam- und Terrorismusexperte fiel in den letzten Jahren besonders durch seine islamfeindlichen Positionen auf. Außerdem kündigte er mehrmals an, eine "Anti-Islam-Partei" gründen zu wollen. Wahrscheinlich inspirierte ihn aber die aktuelle Kapitalismus-Krise dazu, seine Anknüpfungspunkte zu erweitern - nun ist an allen Problemen nicht mehr der Islam allein schuldig, es sind auch „die da oben“. Der reißerische Titel des aktuellen Buches verrät, woran genau die wirtschaftliche und politische Elite schuld ist: *Vorsicht Bürgerkrieg. Was lange gärt, wird endlich Wut* (erschieden beim Kopp-Verlag).

Es sei nach Ulfkotte nur eine Frage der Zeit, bis es zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen in Deutschland komme. In der Werbung des Verlags heißt es wörtlich: „Linke gegen Rechte, Arme gegen Reiche, Ausländer gegen Inländer, mittendrin religiöse Fanatiker - das explosive Potenzial ist gewaltig.“ Damit auch niemandem entgeht, an welchen Orten es bald brennen wird, liegt dem Buch eine Deutschlandkarte mit den bedrohten Städten und Stadtteilen bei. Im Grunde ist dieses Bedrohungsszenario jedoch nur der Rahmen, in dem der Autor sein Sammelsurium an rassistischen Thesen auf Stammtisch-Niveau ausbreitet.

Der 'kleine [deutsche] Mann' gegen 'die Elite'

Bevor sich Ulfkotte seinem Lieblingsthema – "den Zuwanderern" – nähert, zeigt er gleich zu Beginn, wie sehr er sein Betätigungsfeld erweitert hat. Auf den ersten knapp hundert Seiten beschäftigt er sich mit dem wirtschaftlichen Niedergang Deutschlands, welcher auf das Versagen der politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträger zurückzuführen sei. Versagt hätten sie, weil sie „skrupellos und ohne Moral“ das Land in den Abgrund führten (S. 22). Dazu zählten auch die Gewerkschaftsführer, die „ein gut gemäßigter Schutzschild für mächtige Firmenbosse und Politiker“ seien (S. 54), sowie die

Wirtschaftsweisen, die jahrelang weitere Liberalisierungen der deutschen Finanzmärkte gefordert und so den Crash verschlimmert hätten (S. 92). Es verwundert nicht, dass im Gegensatz zu dieser Klasse ‚die kleinen Männer‘, die sozial Benachteiligten, stark emotionalisiert als Opfer dargestellt werden. Es sind die Menschen, die sich nachts in den Containern der Supermärkte ihr Essen suchen und vor den Suppenküchen anstehen müssen, oder es ist Emmely, die nach jahrzehntelanger Arbeit wegen vermeintlicher Unterschlagung von 1,30 Euro entlassen wird. All diese Menschen sind die Leidtragenden der Machenschaften des Establishments, das im Gegensatz zu früheren Politikern „Ehrgefühl, Anstand und Werte“ verloren hat (S. 60). Ulfkotte weiß genau zu berichten, seit wann dies der Fall ist: „Begonnen hat dieser Niedergang des einst renommierten Abgeordnetenamtes mit dem Einzug der 68er in die Politik“ (S. 61).

Dass es sich für Ulfkotte bei den Betrogenen jedoch nur um *weiße* Deutsche handelt, macht ein Großteil der übrigen Seiten des Buches klar. Nach der Elitenschelte im ersten Kapitel werden in den folgenden Kapiteln vor allem die drohenden "ethnischen Spannungen" fokussiert. Um einen ordentlichen und nicht allzu wirren Übergang zu ermöglichen, knüpft Ulfkotte direkt an der Thematik des ersten Kapitels an. Denn ein weiterer Grund, warum die Armen immer ärmer werden, seien "die Zuwanderer", denn viele von ihnen werden „nie auch nur einen Cent in die deutschen Sozialsysteme einzahlen, aber ein großer Teil wird beide Hände aufhalten, um möglichst viel daraus abzukassieren.“ (S. 103). Diese nicht neue, aber wahrscheinlich in Teilen immer noch populäre "These" wird unterstrichen mit dem Schicksal einer armen – biodeutschen – Familie, deren Hartz-IV-Satz wegen dem minimalen Nebenverdienst des 15-jährigen Sohnes gesenkt wurde (S. 104), während „bettelnden Roma-Kindern“ das „Erbettelte“ nicht von der Sozialhilfe abgezogen wird (S. 105).

Nach diesem Einstieg und noch einigen Beispielen von Türken, „die sich nicht integrieren wollen“ (S. 101) oder der Behauptung, dass "wir" wie Weihnachtsgänse von den Muslimen ausgenommen werden (S. 113), benennt Ulfkotte abermals die Schuldigen der hiesigen Zustände. Schuld seien nämlich auch hier eigentlich "die 68er", die eine „neue Menschenrasse“ gezüchtet hätten. Der „Multikulti-Primat“, eine „Überrasse mit 68-Gesinnung“ (S. 155), die „eine Kultur, die den Geruch nach Urin und Erbrochenem, die Müllhalden

an den Straßenrändern und Respektlosigkeit gegenüber Werten für gut erklärt“ (S. 156). Die Ergebnisse der „ethnoneutralen Primatenzucht“ seien „kleine Monster“, „tumbe Mutanten der 68-Ideologie“ (S. 229) – gemeint sind Türken, Araber, Osteuropäer und auch Linksextreme, die genauso wie MigrantInnen in Europa mit der ganzen Milde ihrer Umgebung rechnen dürften (S. 164). Es lassen sich in *Vorsicht Bürgerkrieg* noch etliche weitere Rassismen finden, die jedoch teilweise haargenau an frühere Werke Ulfkottes – insbesondere *SOS Abendland* – anschließen. Es hat sich jedoch das Zentrum des Bedrohungsszenarios geändert – statt vor Islamisierung wird nun eben vor Bürgerkrieg gewarnt.

Abschließend werden den Lesenden zwanzig Empfehlungen an die Hand gegeben, wie in Zeiten des drohenden Bürgerkriegs Eigentum und Kinder geschützt werden können. Neben dem Ratschlag, aus den Krisengebieten wegzuziehen (S. 366f), Katastrophenpläne zu erstellen (S. 378), keine Sonderrechte für Linksextreme und Zuwanderer zu dulden (S. 379), sollen letztgenannte zu ihrer Rückkehr in ihre Heimatländer ermuntert werden (S. 379f). Ulfkotte rät überdies, Bürgerwehren zu gründen, also den Selbstschutz zu organisieren (S. 368), obwohl er sich an anderer Stelle besorgt über Bürgerwehren in Italien äußert, die durch „Siedlungen mit hohem Zigeuneranteil“ marschieren (S. 78). Es wird also genau das gefordert, was eigentlich ein Indiz für wachsendes Unheil an anderer Stelle herhalten musste.

Scheinbare Abgrenzung zum Rechts"extrem"ismus

Ulfkottes diffuse und in vielen Teilen in sich widersprüchliche Ausführungen könnten durchaus auch in Zeitungen wie der *Deutschen Stimme* (NPD-nah) oder der *National-Zeitung* (DVU-nah) stehen. Dennoch grenzt er sich mehrmals von Rechts"extrem"isten ab und rät gar dazu, in diesen schwierigen Zeiten nicht demokratiefeindliche Extremisten zu unterstützen. Es sollten hingegen „kleine Parteien wie die vielen freien Wählervereinigungen oder Gruppen wie Bürger in Wut und christliche oder ökologische Vereinigungen“ unterstützt werden (S. 394). In seinem letzten Buch wurde Ulfkotte noch deutlicher. Er bedauerte, dass es in Deutschland keinen Rechtspopulisten gebe,

der einem gewissen Teil der Bevölkerung als Ventil dienen könnte (SOS Abendland, S. 255).

Im Gegensatz zu NPD-Politikern wird Udo Ulfkotte regelmäßig in Fernseh- und Radiotalkshows eingeladen, darf Interviews für Mainstream-Medien geben und seine Bücher auf von der ‚Jungen Union‘ organisierten Veranstaltungen präsentieren. Gerade *SOS Abendland* wurde nicht nur breit besprochen, sondern auch erfolgreich verkauft. Über Monate hinweg war der Titel in der *SPIEGEL*-Bestsellerliste zu finden. Dabei genügt ein Blick in *Vorsicht Bürgerkrieg*, um Überschneidungsmerkmale zu dem so geächteten Rechts"extrem"ismus ausfindig zu machen.

Udo Ulfkotte geriert sich als Vertreter der "kleinen Leute", der das ausspricht, was "das Volk" denkt. Er, eine Art moderner Robin Hood, gibt genau denen eine Stimme, die machtlos wirken, und erscheint somit als personalisierter lautstarker Protestschrei. Die Abgrenzung zwischen "oben" und "unten" sowie die Absage an die wirtschaftsliberale Politik der letzten Jahre wird allerdings in keinem Punkt wirklich konkret. Schuld ist nicht das kapitalistische System, sondern schlicht der Verlust von "Anstand und Moral" bei der Elite. Nirgends wird eine tatsächliche Veränderung des Systems an sich gefordert – wohl auch deshalb nicht, weil Ulfkotte weiß, dass er nicht nur die Unterstützung der Benachteiligten des Systems bekommen könnte, sondern auch die der wirtschaftsliberal eingestellten sozialen Aufsteiger. Der FPÖ in Österreich gelang es vor allem dank dieses Klientels, Wahlerfolge zu verzeichnen. Die hier – und an vielen anderen Stellen – auftretende Diskrepanz ist im Übrigen nicht zwingend ein Schwachpunkt für die Argumentation. Gerade weil Rechtspopulismus keine eigene Denkrichtung darstellt, können sich durchaus auch Parolen und Forderungen in sich widersprechen. Vielmehr noch: Die Diffusität birgt genau die Chance in sich, breite Teile der Gesellschaft anzusprechen, um dann bei aufgezeigten Unstimmigkeiten immer mit vermeintlicher Ideologiefreiheit zu argumentieren.

Während also extrem rechte Parteien aus einem antisemitischen, verkürzten und somit scheinbaren Antikapitalismus heraus eher ‚sozialrevolutionäre‘ Töne anschlagen, sind diese bei Udo Ulfkotte nicht in der Deutlichkeit zu finden.

Das homogene Volk als Fundament

Einträchtigkeit dürfte zwischen Ulfkotte und extrem Rechten sicher in der Frage bestehen, wo die entscheidende Trennungslinie innerhalb einer Gesellschaft gezogen werden sollte. Weniger zwischen "oben" und "unten", sondern in erster Linie zwischen "innen" und "außen". Die soziale Frage wird ethnisiert, denn neben "der Elite" sind es speziell "die Zuwanderer", die "ethnische Deutsche" wie die viel beschworene Weihnachtsgans ausnehmen wollen. Ulfkotte belässt es jedoch nicht dabei, die Schuld an Massenarbeitslosigkeit, Kriminalität, Werteverlust, etc. insbesondere bei den "ausländischen Mitbürgern" zu suchen, sondern er greift altbekannte und offene rassistische Bilder auf. Die Rede ist von ‚Zigeunern‘ (S. 78), verursachten Müllbergen (S. 147), überdurchschnittlicher Schwachsinnigkeit vieler ‚Zuwanderer‘ (S. 242) und gar davon, dass „Menschen aus fremden Kulturkreisen die Aufgaben von Pest und Großfeuern“ übernommen hätten (S. 150).

Gemeinsamer Bezugspunkt sowohl für NPD und Co. auf der einen und Ulfkotte auf der anderen Seite ist das Volk – und dessen (vermeintliche) Feinde. Zwar sind es für Ulfkotte nicht ‚die Juden‘, die das Volk zersetzen, doch mit dem „Multikulti-Primaten“, der „Überrasse mit 68-Ideologie“, wird der Grund für das meiste Übel klar ausgemacht. Dabei schwingt die Vorstellung mit, dass ‚das Volk‘ nur kulturell und ‚ethnisch homogen‘ funktioniert.

Mit den allseits geächteten Rechts"extrem"isten hat Udo Ulfkotte damit das ‚Freund-Feind-Schema‘ von Carl Schmitt gemein, auch wenn er nicht dessen gedankliche Präzision erreicht. Im Zentrum stehen ‚wir‘, die wahrhaft Guten, und an den Rändern befinden sich die Feinde, die ‚Anderen‘, die es zu bekämpfen gilt.

Der Blick in Ulfkottes aktuelles Buch zeigt, dass das Gerede von der „Grauzone“ Rechtspopulismus in die Irre führt. Es handelt sich dabei nicht um eine abgeschwächte, moderate, demokratische Form des Rechts"extrem"ismus, denn die Basis der Argumentationen ist mit ‚dem Volk‘ die gleiche und führt damit zu sehr ähnlichen Konsequenzen. Unterschiedlich ist schlicht die Art und Weise der Präsentation derselben rassistischen Ideologie, gleich ob durch Ulfkotte oder andere (west-)europäische Rechtspopulisten dargestellt. Die

ständige Abgrenzung vom Rechts"extrem"ismus, der positive Bezug zur Demokratie sowie die Beteiligungen an Regierungen sind eine Besonderheit. Doch abweichende Methoden bedeuten nicht gleichzeitig abweichende Inhalte - oder wie der Politikwissenschaftler Christoph Butterwegge zusammenfasste: „Durch sein populistisches Auftreten verändert der Rechtsextremismus sein Gesicht, aber nicht sein Wesen.“

Da der Rechtspopulismus auch aufgrund seiner inhaltlichen Veränderbarkeit keine eigene Denkrichtung darstellt und sich im Wesentlichen nicht von dem, was gemeinhin als Rechts"extrem"ismus eingestuft wird, unterscheidet, führen weite Teile der Rechtspopulismus-Debatte in eine Sackgasse. Es müsste viel eher darum gehen, die Kategorie Rechtspopulismus aufzulösen und als stilistisches Mittel – als Vermittlungsform des Rechts"extrem"ismus – zu entlarven. Denn die größte Gefahr liegt auf der Hand: Durch die Konstruktion einer konkurrierenden Strömung zum Rechts"extrem"ismus wird die Einflussnahme auf politische Diskurse für das vermeintlich Moderatere vielfach verbessert.

Rassistische CDU-Kampagnen wie die der ‚deutschen Leitkultur‘ und das völkische Geschwalle von ‚Kinder statt Inder‘ zeigen, wie anschlussfähig die Thesen eines Udo Ulfkotte sein können. Debatten um inhaltliche Abgrenzungen zwischen Rechtspopulismus und Rechts"extrem"ismus sind nicht mehr als Avatare für andere entscheidende und notwendige Diskussionen und führen letztlich zu Verharmlosungen des eigentlichen Problems: Rassismus und Nationalismus in allen gesellschaftlichen Schichten.

**

Der Artikel erschien in einer leicht gekürzten Fassung in ANALYSE UND KRITIK (September 2009/ Nr. 542) (Update: kritisch-lesen.de, ast, 12/2010)

Udo Ulfkotte 2009:

Vorsicht Bürgerkrieg. Was lange gärt wird endlich Wut.

Kopp Verlag, Rottenburg am Neckar.

ISBN: 978-3-938516-94-2.

445 Seiten. 24,95 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Zweifelhafte Abgrenzung. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/D8ruR>.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2024 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.